Nr. 6 · 49. Jahrgang · 4. Februar 1961 · D 2969 C · 50 Pf

Frankfurter Illustrierte



*

Heute neuer Roman
von
Lawrence Bachmann

Das Tal der Könige

*

Die junge kubanische Filmschauspielerin Chelo Alonzo verkörpert den Typ der jungen weiblichen Generation, die sich fanatisch um Fidel Castro schart. Lesen Sie hierzu unseren Bericht in diesem Heft.

Unsere

Schon immer wohlgefühlt

Zu „Lieber Leser" in Nr. 2/61

Daß amerikanische Soldaten und ihre Familien sich in good old Germany wohlfühlen, das weiß ich nicht erst seit gestern, sondern schon seit fast fünfzehn Jahren. Damals fanden wir sehr schnell Kontakt zu Soldaten, Offizieren, zu ihren Frauen und Kindern. Mag sein, daß dieser Kontakt besonders schnell zustande kam, weil wir ihre Sprache leidlich beherrschten (und daß er dort eben nicht zustande kam, wo die Sprachschwierigkeiten der Verständigung im Wege waren). Ich glaube, es lag in erster Linie daran, daß sie sich in einer deutschen Familie wohl und glücklich fühlten, nachdem sie sehr schnell erkannt hatten, daß die meisten Deutschen nicht dem Bild entsprachen, das ihnen die US-Propaganda eingetrichtert hatte. Diese Amerikaner setzten sich damals — es war in München — über das „Don't fraternize!" hinweg, weil ihnen ein anständiger Mensch, auch wenn er Deutscher war, mehr wert war als ein sturer Armeebefehl.

Inge Samuelsen, Flensburg



Talent für zwei

Zu unserer Bildreportage in Nr. 4

Man sieht es dieser begabten Sybille auf den ersten Blick an, daß sie nicht zu dem ruhm- und geldsüchtigen Rudel der Teenager gehört, die es meist ohne Talent, sondern nur mit anderen Mitteln um jeden Preis schaffen wollen. Deren Ruhm äußert sich dann meistens nur in Skandalgeschichten. Es ist eine wahre Erholung, einmal ein so begabtes und ernsthaft strebendes junges Mädchen wie diese Sybille zu sehen.

Monika Beer, Wuppertal

Rummel für drei

Ich glaube nicht, daß Sybille R. das einzige Mädchen ist, das Talent für zwei hat. Es gibt sicher auch noch andere, sehr begabte angehende Künstlerinnen, wenn auch nicht allzu viele. Aber man hört und sieht nichts von ihnen, weil sie in der Stille lernen und schaffen. Umso mehr machen die anderen von sich reden, die Talent nur für einen halben haben und Rummel für drei machen.

Hans Hellwig, Saarbrücken

Miserabler Feldherr

Zu unserem großen Bericht „Der Kreml"

Der Autor bringt höchst interessante Einzelheiten darüber, wie leichtsinnig Stalin alle Warnungen vor Hitlers Kriegsabsichten in den Wind geschlagen hat. Für viele Leser wird es zweifellos auch interessant sein, zu erfahren, daß der Marschall der Sowjetunion, wie Hitler, ein miserabler Feldherr war. Chruschtschow bestätigte das in jener Geheimrede vor dem XX. Parteitag, als er davon sprach, wie katastrophal die Lage im Jahre 1942 im Raume Charkow für die Rote Armee war.

Leser schreiben...

Aber Stalin lehnte elle Vorschläge, die Operationspläne zu ändern, gegen jede Vernunft ab. „Und was wer des Resultet?" fregte Chruschtschow in seiner Geheimrede. „Das Schlimmste, was wir befürchteten: Die Deutschen schlossen unsere Truppenmassierungen ein, und wir verloren so hunderttausende unserer Soldeten."

Werner Heller, Wanne-Eickel



Achtung, rote Agenten!

Zu unserer Reportage in Nr. 4

16000 Ost-Agenten arbeiten in der Bundesrepublik, 40 Prozent davon sind auf die Bundeswehr angesetzt. Mich beschäftigt die Frage: woher weiß men, daß es 16000 sind, wenn man sie nicht kennt? Und – wenn man sie kennt, warum hat man sie nicht elle schon kessiert?

Georg Reitmeier, Stuttgart

Anmerkung der Redaktion: Die Zahl von 16000 Ostagenten wurde bei einer Pressekonferenz von einem Sprecher des Bundes-Innenministeriums genannt. Sie ergibt sich aus Unterlagen und Schätzungen, über die Näheres nicht mitgeteilt werden kann. Die Zahl der entlarvten Agenten ist wesentlich häher, als es auf Grund gelegentlicher Zeitungsmeldungen erscheint; denn aus Sicherheitsgründen wird bei weitem nicht über jeden Fall berichtet.

Glücklich ohne Krone

Zum Bildbericht in Nr. 4

Prinzessin Birgitte von Schweden und Prinz Johann Georg von Hohenzollern-Sigmeringen sind nicht nur Enkelkinder von Königen (Gustav Adolf VI. von Schweden bzw. Friedrich August III. von Sachsen), sie sind euch mit einer Reihe anderer Fürstenhäuser verwendt, zum Beispiel auch mit dem belgischen und dem englischen Königsheus. König Baudouins Großvater Albert I. war der Sohn einer Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen. Baudouins Vater, Leopold III., war in erster Ehe mit der schwedischen Prinzessin Astrid verheiretet (König Baudouins Mutter). Wenn man ein Stück in die Vergangenheit zurückgeht, stellt man fest, daß die Braut sowohl mit Königin Elize-



beth II. von England als auch mit Herzog Philip von Edinburgh verwandt ist, und zwer über den englischen Prinzgemahl Albert eus dem Hause Sachsen-Coburg und Gothe, dem euch die Mutter der Braut entstemmt. Albert und seine Gemahlin, Königin Viktoria von England, sind die Urgroßeltern sowohl von Elizabeth II. als auch von Herzog Philip.

Inge Wahl, Hamburg

Klassische Eleganz

Zu den Modebildern in Nr. 3

Nichts gegen die Pariser Mode. Sie mag uns in manchem überlegen sein; genau kann ich das nicht beurteilen, weil ich kein Fachmann bin. Aber eins ist sicher: an Extravaganz ist sie uns hauehoch überlegen – einer Extravaganz, die mit den Geeetzen klaesischer Schönheit und ästhetischer Wirkung nicht immer in Einklang steht. Wie wohltuend dagegen dieee wahrhaft schönen Modelle der Berliner Couture: Einfach, aber alles andere als epießig.

Frank Leis, Memmingen



Dr. Sussdorfs Karnickel

Zum Theme „Wurmfortsatz" in Nr. 3

Ob Herr Dr. Sussdorf vom California-Institut mir eine schriftliche Garantie geben kann, daß ich als Milz- und Wurmfortsatz-Besitzer eine atomare Ketastrophe überlebe? Ich wage das zu bezweifeln. Im übrigen: wenn es, wie Dr. Sussdorfs Kernickel gezeigt haben sollen, genügt, bei schweren Strehleneinwirkungen nur die Milz- und Blinddarmgegend abzuschirmen, werum dann dieser genze ungeheure Aufwand für etomare Waffen, wo man sich doch so spielend leicht dagegen schützen kann? Ich weiß nicht recht...

Hans-Peter Mai, Berlin

Die letzten ihres Stammes

Zu unserem Bildbericht in Nr. 2

Reinblütige Wisente gibt es euch in den Gehegen von Springe am Deister und Hardehausen (Westf.). Ich darf darauf hinweisen, daß in beiden Gehegen gezüchtet wird. In Springe besteht eine beachtliche, in Hardeheusen eine kleine – m. E. jedoch gut zu erweiternde – Herde; das Gelände erscheint mir besonders gut, weil sich die Tiere mühelos menschlicher Beobachtung entziehen können. Das beigefügte Foto zeigt eine reinblütige Wisentkuh mit Kalb.

Rudolf Cremer, Detmold



Anmerkung der Redaktion: Kleinere Wisentherden gibt es auch an anderen Stellen in der Bundesrepublik. Es handelt sich bei diesen Tieren jedoch zumeist nicht um reinblütige, auch wenn sie äußerlich reinblütig erscheinen mögen. Sie haben oft nur einen geringen Schuß Blut des amerikanischen Bisons. Die Kuhkälber der in diesen, meist öffentlich zugänglichen Gehegen oder Parks gezüchteten Tiere werden später an reine Wisente, die zumeist nur in zoologischen Gärten, unter direkter wissenschaftlicher Obhut leben, zurückgepaart, damit der Anteil des fremden Bisanblutes immer mehr zurückgeht.


Hier schmeckt man,
daß man wirklich Äpfel trinkt
Garantie
Das Erzeugnis ist einer ständigen Gütekontrolle im Institut für Getränkeforschung GmbH., Mainz, unterworfen.
Professor bei der Hess. Lehr- und Forschungsanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim/Rhg. (a. D.)
Dr. Koch's
Professor bei der Hessischen Lehr- und Forschungsanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim/Rhg. (a.D.)
naturtrüber Saft
reifer Äpfel
Auslese
0,7 l • Kurgeeignet
Nur handausgelesene, reife Äpfel eignen sich für die Herstellung dieses hochwertigen, naturreinen Apfelsaftes. Jede Flasche enthält Millionen feinster Fruchtteilchen – darum kommt dieser Saft naturtrüb und mit allen Wirkstoffen, wie frisch von der Presse, auf Ihren Tisch.
DM 0,85 o. Gl.

Nr. 6 vom 4. Februar 1961 bringt:

Frankfurter Illustrierte

Lieber Leser!

Wie immer, wenn ein Jahr abgelaufen und einigermaßen überschaubar ist, melden sich die Statistiker zu Wort.

So mußten wir jetzt die traurige Nachricht vernehmen, daß 1960 die Zahl der Verkehrsunfälle im Vergleich zum Jahre 1959 um 16,7 % zugenommen hat. Damals, im Jahre 1959, wurden in der Bundesrepublik 13 596 Verkehrstote registriert; nach den Verlautbarungen aus dem Bundesverkehrsministerium ist nun damit zu rechnen, daß die endgültige Auszählung der Verkehrsopfer 1960 ein noch furchtbareres Ergebnis zeigen wird.

Über 13 000 Tote auf unseren Straßen! –

Also wird noch strenger geahndet werden müssen: Bestimmungen werden verschärft und Strafen erhöht werden, es wird noch zahlreichere Schilder, Warnungen, Verbote, Markierungen und härtere Bußen geben.

Und wir? – Wir beugen uns allen Einschränkungen, in der Einsicht, daß ohne Ergeben in die große Massenregie ein gefahrloses Leben in der modernen Großstadt nicht mehr möglich ist – in keinem Land der Welt. Wir laufen mit abgezirkelten Schritten zwischen vorgezeichneten Strichen, wir stehen wie angepflockt und warten auf ein bestimmtes Lichtsignal, um dann, einer Herde gleich, zum anderen Ufer hinüberzustürzen, wir hopsen wie die Zirkuslöwen von Podest zu Podest (sprich Verkehrsinsel), und wenn der Mann in der Mitte plötzlich pfeift, weil wir etwas falsch gemacht haben, dann trifft uns das wie ein Peitschenhieb, und mit gesenkter Mähne schleichen wir zu ihm hin, um unseren Verweis einzustecken.

Und doch zucken wir im gelegentlichen Aufbegehren wieder zurück, wenn plötzlich neben uns die Sirene des Unfallwagens heult: Wieder einer – möglicherweise wieder ein Toter!

Ja, ein Toter erschreckt uns! Die 13000 nehmen wir längst nur noch als Zahl, als eine unbegreifliche, unpersönliche Größe auf. Aber dieser eine, der plötzlich nicht mehr neben uns ist, der weckt unser Interesse und unsere Anteilnahme. Wir lesen die Zeitungsberichte über den Verkehrsunfall, wir verfolgen den Prozeß und fordern, in Übereinstimmung mit allen am Verkehrsproblem beteiligten Behörden, ein hartes Urteil für den Schuldigen. Ein Toter ist ungeheuer wichtig geworden!

Und im Krieg starben Millionen!

Sie starben in Massen. Sie starben nach Plan und Strategie und Berechnung. Sie wurden verscharrt, und die nächsten starben über ihnen. Allein bei uns fielen über 3 Millionen Soldaten; das heißt, mehr als zweihundert Jahre müßten wir die gleiche Unfallquote haben, um die Toten des Krieges einzuholen. Und auf allen Schlachtfeldern der Welt blieben während des zweiten Weltkrieges 27 Millionen Menschen – die in Bombennächten umgekommenen Zivilisten, Frauen und Kinder nicht mitgerechnet. Ein Menschenleben war wohlfeil zu jener Zeit, und ein jeder am Kriegsgeschehen beteiligte Staat nahm für sich das Recht in Anspruch, es von seinem Bürger fordern zu dürfen – ohne Verkehrsschutz und Unfallhilfe. Das war damals!

Um so mehr bejahen wir es heute, daß der Staat keine Kosten und keinen Aufwand scheut, wenn es gilt, das Menschenleben zu schützen. Und wir wollen darum flehen, daß in allen Staaten der Welt diese hohe Gesinnung, diese unabdingbare Achtung vor jedem einzelnen Menschenleben höchstes Prinzip bleiben möge – in diesem Jahr und in allen folgenden.

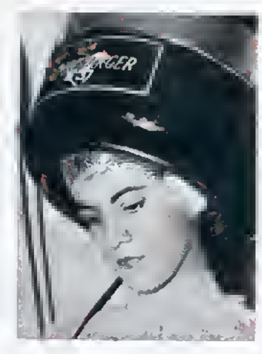
Ihre Redaktion



Frauen lieben immer die starken Männer; in Kuba sind sie, von der Arbeiterin bis zur Schauspielerin, die leidenschaftlichsten Anhänger ihres bärtigen Revolutionshelden Fidel Castro. Einen Bericht darüber finden Sie auf **Seite 6**



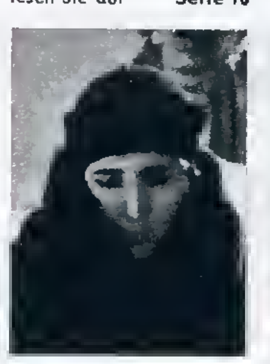
6000 farbige Mischlingskinder leben in der Bundesrepublik. Die ersten von ihnen stehen jetzt schon im Berufsleben. Wie sie sich im Alltag zurechtfinden und ob es heute noch Rassenvorurteile gegen sie gibt, das lesen Sie auf **Seite 10**



Märchenhaft sollen die Aussichten der Londoner Mannequins und Foto-Modelle auf eine glänzende Karriere sein. Wie aber die Wirklichkeit aussieht, das sagt die Reportage „Himmel und Hunger für Mannequins" auf **Seite 12**



In der Retorte Menschen zu züchten — wird dieser alte Alchimistentraum Wirklichkeit? Der erste Schritt dazu scheint den Forschern gelungen. Aber was sagt der Mensch selbst dazu? Die Antwort auf diese Gewissensfrage: **Seite 14**



Nadeschda Stalin beging Selbstmord, weil sie Stalins Grausamkeiten nicht mehr ertragen konnte. Vom Leben und Leiden dieser ehemaligen Sekretärin Lenins erzählt diesmal unser Tatsachenbericht „Der Kreml" auf **Seite 21**



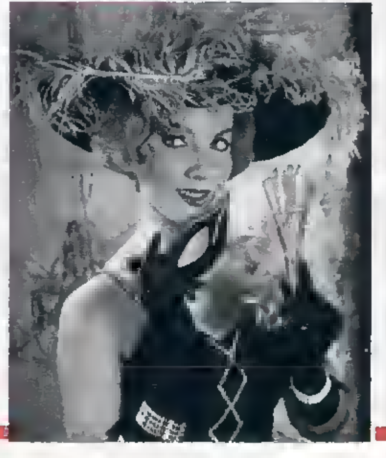
Madagaskar war rund tausend Jahre lang von Königen beherrscht. Über den Untergang der Dynastie, das Badefest einer Königin und über die grausamen Bräuche der Eingeborenen schreibt Ludwig Koch-Isenburg auf **Seite 34**

... und außerdem in diesem Heft:

Ein Bannfluch droht denen, die es wagen, sich an den Gräbern der alten Pharaonen zu vergreifen. „Der Tod wird auf Schwingen zu jenen kommen, die die Ruhe des Pharaonen stören", steht am Eingang eines Königsgrabes, das gerade geöffnet wird. Aber es sind keine Grabräuber, sondern Wissenschaftler, die da nach Zeugnissen längst versunkener Macht und Kultur suchen. Ein dramatischer Bericht über diese Ausgrabung, unter dem Titel „Das Tal der Könige", beginnt in diesem Heft auf **Seite 16**



Königsadler auf Menschenjagd — ein ungewöhnliches Erlebnis **Seite 9**



Heinrich Emanuel Schütze — der große Roman von Heinz Günther-Konsalik **Seite 26**

Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, gibt Rat und Antwort **Seite 39**

Im nächsten Heft sprüht schon das Titelbild von bunter Faschingslaune, und der fröhliche Streifzug durch den Fasching, den Karneval, wird auf anderen Seiten fortgesetzt. Die charmante Schönheit auf dem Titelbild braucht mit den fremden Federn auf ihrem hübschen Köpfchen nicht zu prahlen, sie hat auch ein kluges Köpfchen: Linda Strauss, die Autorin des Berichtes über die größten Tänzerinnen unseres Jahrhunderts. Diesmal erzählt sie aus dem Leben von **Isadora Duncan**



Politische Sex-Bombe. Diktatoren haben es immer verstanden, die weiblichen Instinkte der Sehnsucht nach dem starken Mann zu wecken. Auf Kuba ist es Fidel Castro nicht schwergefallen, die heißblütigen Frauen der Zuckerinsel für sich zu gewinnen. Diese begeisterte Amazone hat sogar ihre attraktiven Formen mit der Nationalflagge verhüllt.

Manche mögen's heiß. „Welch ein Mann", seufzten die jungen amerikanischen Damen, als sie den kubanischen Revolutionshelden während seines Besuches in New York in ihre Mitte genommen hatten. Fidel Castro erzählt gerade ein paar Abenteuergeschichten. „Ist er nicht himmlisch!" So säuselten die Ladies entzückt.

Die Frauen sind Fidel Castros treueste Anhänger

Über ihre Herzen zur

Frauen haben schon viele politische Suppen der Weltgeschichte mit Haß und Leidenschaft, mit Liebe und Opfermut gewürzt. Sie haben Politikern Wahlen gewonnen und Diktatoren manche Schlacht. Glück bei den Frauen hat auch Fidel Castro, unumschränkter Herrscher Kubas. Der bärtige Revolutionsheld, seit 1955 geschieden, verdankt im Grunde seine Erfolge im Dschungelkrieg gegen die Regierung Batista den Kubanerinnen, die seine treuesten Anhängerinnen sind, gleichviel ob sie Arbeiterinnen auf einer Zuckerrohrplantage oder elegante Filmschauspielerinnen sind. Doch — veränderlich ist Frauensinn.

Macht

Fidel Castros Geliebte. Das ist Célia Sanchez, Tochter eines Arztes, begeisterte Bergsteigerin, ungefähr vierzig Jahre alt. Sie ist Fidel Castro durch den Dschungel gefolgt, sie hat an vielen Kämpfen teilgenommen und gilt als politischer Ratgeber Fidel Castros. Man sagt ihr hohe Intelligenz und große Kaltblütigkeit nach.



Das waren noch Zeiten, damals im Dschungel! Lieben, kämpfen, töten, bangen um den Mann, den man liebt. Madonna, es lohnte sich noch zu leben! Aber jetzt? Die Männer sind große Politiker geworden, sitzen in ledergepolsterten Ministersesseln und führen lange Telefongespräche mit einer neuen Geliebten. Wenn sie das damals gewußt hätten, die rebellischen Damen Célia Sanchez, links im Bild, und Deborah, die heute die Frau Raoul Castros ist.



Strammstehen ist die erste Bürgerpflicht in Diktaturen. Und sie tun es aus Begeisterung, diese Mitglieder der Frauenbrigade. Für sie ist Fidel Castro der Inbegriff des Helden, des Mannes, von dem man in stillen Stunden träumt.



Der Mann mit der Russenmütze, das ist Raoul Castro, Bruder des Revolutionshelden. Seine hübsche junge Frau, Chemikerin von Beruf und Atheistin aus Überzeugung, teilt übrigens die linksradikalen Ansichten ihres Gatten.

Königsadler auf Menschenjagd

Es war eine ungewöhnliche und aufregende Geschichte, die sich vor einiger Zeit in dem Dorf Sater in der schwedischen Provinz Delecarelie zutrug. Die Menschen hören nicht auf, davon zu sprechen: Von dem Königsadler, der plötzlich dort auftauchte, vor dem kein Huhn und keine Ente sicher war. Der Adler wurde der Schrecken des Dorfes, und mancher war dafür, daß er abgeschossen wurde. Aber es gibt in Schweden ein Gesetz, nach dem Königsadler nicht getötet werden dürfen. Der herrenlose Raubvogel konnte also weiterleben, bis das Unglück geschah, bis er den zwölfjährigen Borje angriff und übel zurichtete.



Die Augen wollte der wütende Adler dem kleinen Borje aushacken, nachdem er ihn vom Fahrrad gezerrt hatte. Glücklicherweise traf er sie nicht, aber sein scharfer Schnabel riß viele Wunden in Borjes Haut; am ärgsten wurde sein Gesicht verletzt.

Ein Polizist konnte den Adler einfangen. Er brachte ihn in eine Zelle des kleinen Gefängnisses von Sater, und er und seine Kollegen waren sich einig, daß noch nie ein Eingesperrter sich so schlecht benommen hatte wie der Adler. Ausgesprochen unköniglich.

6000 Mischlingskinder leben heute nach wissenschaftlicher Schätzung in der Bundesrepublik. Vor einem Jahr traten die ersten von ihnen ins Berufsleben. Ihre dunkle Hautfarbe unterschied sie sofort von ihren Altersgenossen. Würden sie im Kreis der anderen Lehrlinge Aufnahme finden? — Unser Reporter untersuchte jetzt die Frage:

Kennt

Sie sind vielleicht etwas scheuer, zurückhaltender; dümmer sind sie jedoch bestimmt nicht, all die Mischlingskinder, mit denen ich sprach. Außer ihrer dunklen Hautfarbe unterscheidet sie nichts von den anderen gleichaltrigen Kindern: sie tragen deutsche Namen, sprechen den Dialekt des jeweiligen Landstriches und haben die gleichen Interessen wie ihre Altersgenossen.

Vor einem Jahr etwa machten sich

Die ganze Verzweiflung der gequälten Kreatur spricht aus diesem preisgekrönten Bild. „Was wollt ihr denn vor mir?“ scheint der Mischlingsjunge, vom Jammer übermannt, zu fragen. „Was kann ich denn dafür, daß ich eine andere Hautfarbe habe als ihr?“ Solche Szenen gibt es — Gott sei Dank — in der Bundesrepublik Deutschland kaum noch.



Das schmunzelnde Mohrchen im Karnevalskostüm ist so echt wie das Bild, das beim Neujahrsaufmarsch der Karnevalsvereine vor dem Frankfurter Römer aufgenommen wurde. Für das Mädchen inmitten der fröhlichen Narrenschar gibt es kein Rassenproblem — und für ihre hellhäutigen Freundinnen und Freunde auch nicht.

Der Vater der Besatzungskinder wird Al Hoosman respektvoll genannt. Der farbige Berufsboxer und Schauspieler hat in München einen Wohltätigkeitsverein für bedürftige Mischlingskinder gegründet. Bekannte Künstler veranstalten Tourneen, deren Reinerlös dem Verein zugute kommt. Als letzter gastierte der weltbekannte Jazz-Kapellmeister Al Duke Ellington für Al Hoosmans Schützlinge in Deutschland.



Seit ihrem dritten Lebensjahr lebt Gabriele Preiß bei Pflegeeltern. Nach ihrer Schulentlassung wählte sie den Beruf einer Fotolaborantin. Minderwertigkeitskomplexe kennt sie keine. Ihr Lehrherr bereut seine Wahl nicht. Gabriele fühlt sich wohl und kommt mit ihren Kollegen prima aus.



Ein Wunschkind ist der Kochlehrling Lieselotte Schroth, das heißt, die Heimleiterin und die Bewohnerinnen eines Frankfurter Mädchenwohnheimes baten darum, sie als Köchin ausbilden zu dürfen. Lieselotte ist außergewöhnlich tüchtig. Obwohl im ersten Lehrjahr, kocht sie ab und zu schon allein für 60 Personen.

die Jugend ein Rassenproblem?

Pädagogen und Berufsberater erhebliche Sorgen. Warum? – Für die im ersten Nachkriegsjahr geborenen Kinder farbiger amerikanischer Soldaten und deutscher Mütter war es soweit: sie mußten ins Berufsleben eintreten. Gewiß, Lehrstellen waren genügend vorhaoden. Aber, so fragte man sich, würden sie am Arbeitsplatz nicht wegen ibrer Abstammung uod Hautfarbe verhöhnt, zumindest gefoppt werden, würde man ihnen nicht auf gedankenlose Art die Freude ao der Arbeit vergällen?

Heute, ein Jahr später, kaon man getrost feststellen, daß die Bedenken Schwarzseherei wareo. Die deutsche Jugend Aono 1960 kennt keinen Rassenhaß und keioe Rassenvorurteile – mit ganz, ganz wenigen Ausnahmen. Und da stecken dano meist die Eltern dahinter, für die die Zeit stehengeblieben ist.

Der Lehrlingsausbilder io einer großen Autoreparaturwerkstatt sagte zu mir: „Ich wollte, wir hätten noch zwei wie deo Gert!" Uod die anderen „Stifte" nickten begeistert. Gert ist ein Mischlingskiod.

Es bieße schwarz-weiß malen, würde man sagen, mit allen Mischlingskindern sei alles in Butter. Natürlich gibt es auch unter ihnen Scbwererziehbare, und – auch das kommt vereinzelt vor – bei manchen schlägt das exotische Temperameot ibres Vaters durch. Das ist ein echtes Problem. Dafür gibt es keioe Patentlösung. Nur tiefes meoschliches Verstehen kann jenen Geschöpfen helfen, die unter uns leben müssen, obwohl sie sich im Innersten ihres Herzens wie Fremde, Ausgestoßene fühlen.

Das sind jedocb Einzelfälle. 95 Pmzent der Mischlingskinder haben sich – das bestätigen die Jugendbehördeo – in unserer Gesellschaft zurecbtgefunden.

Himmel und Hunger für Mannequins



Der Traumberuf der jungen Mädchen in London heißt heute: Mannequin und Foto-Modell. Hunderte kommen Monat für Monat aus aller Welt in die Hauptstadt, angelockt durch schillernde Berichte von Glanz und märchenhafter Karriere. Aber die Wirklichkeit sieht meist viel weniger schön und schillernd aus.

Immer mehr kommen, aus der ganzen Welt. Wo soll das hinführen?" stöhnt eine bildhübsche Blondine, eins von einigen tausend Londoner Mannequins und Modellen. „Noch im vergangenen Jahr hatte ich drei, vier Mal in der Woche zu tun, heute bin ich glücklich, wenn ich ein, zwei Anrufe im Monat erhalte."

Ist London solch ein Magnet für Mannequins? Die Blondine weiß den Grund für die Überfülle an Konkurrenz: „Die Gerüchte sind an allem schuld. Die Gerüchte von sagenhaften Gagen und märchenhaften Karrieren. Sicher, Suzy Parker hat als Mannequin 500 Dollar in der Woche verdient, ehe sie ein Filmstar wurde; meine Kollegin Fiona Campbell Walter hat den Baron Thyssen geheiratet, das Modell Sandra Paul den Neffen des britischen Außenministers; eine wurde die Frau des Earl of Dalkeith, eine heiratete den Herzog von Rutland. Sicher, einige von uns wurden ‚Top Fashion Girls', man konnte ihre Namen in den Gesellschaftsrubriken der Zeitungen neben denen der Stars von Bühne, Film, Funk und Fernsehen lesen. Aber – das sind doch seltene Ausnahmen. Bei den meisten sieht's trübe aus."

Mannequin – das ist heute in London der letzte Schrei für junge Mädchen aus den besten Kreisen. Viele verfügen über eine vorbildliche Erziehung, einige sogar über Titel. Sie alle wollen zu Ruhm und Karriere kommen. 6000 Mädchen zwischen 18 und 30 Jahren, aus aller Herren Länder, suchen sich ihr Brot als Modell bei Fotografen, in Modeateliers, in Werbestudios und bei Modeschauen zu verdienen. Ein verhältnismäßig großer Teil ist bei einer Firma fest angestellt, für ein Sekretärinnen-Gehalt von 120 Mark wöchentlich. Die anderen arbeiten freiberuflich.

Nur wenige sind Stars. Das sind die, die Idealfiguren haben, ausdrucksvoll

Fast 3000 Mädchen führt Pat Glover, Londons „top-model-agent", in seiner Kartei: Mannequins und Foto-Modelle, die er nicht nur ausbildet, sondern später auch an Interessenten vermittelt. Er handelt für sie das Honorar aus, von dem er rund zehn Prozent für sich selbst kassiert. Dafür schützt er die Damen auch vor Ausnutzung; und seine Girls scheinen, wie man an dieser kleinen Gruppe hier sieht, mit dem Boß sehr zufrieden zu sein.

Tausende träumen von Glanz und Reichtum, aber nur wenige kommen zum Ziel

fotogene Gesichter und jenes gewisse Etwas, das man als „Persönlichkeit" bezeichnet. Diese Auserwählten kommen tatsächlich auf 60 bis 100 Mark für eine Stunde und haben dreimal täglich woanders zu arbeiten. Aber die Masse bringt es in der Woche nur auf 240 Mark. Das klingt ganz hübsch, aber aufs Jahr umgelegt stimmt die Rechnung nicht. Denn alle diese Arbeit ist saisonbedingt, es gibt Monate, in denen nur einige wenige von diesen „Freien" zu tun haben.

Tausende von Mannequins und Modellen aber hungern sich durch und verdienen kaum das Nötigste als Kellnerinnen, als Aushilfs-Verkäuferinnen oder als ungelernte Bürohilfen. Und dabei müssen sie, mehr als in jedem anderen Beruf, darauf achten, daß ihnen der tägliche Kummer nicht im Gesicht geschrieben steht. Sie müssen Teint und Figur pflegen, müssen elegant und immer modisch gekleidet sein und, was ihre Spesen empfindlich erhöht: Sie müssen ein Telefon haben.

Im stillen spielt sich da manche Tragödie ab. Aber trotzdem strömen jeden Monat Hunderte neuer Anwärterinnen in diesen Beruf. Viele von ihnen kommen aus den Mannequin-Schulen, die sich in London niedergelassen haben. „Aus häßlichen Entlein werden anmutige und selbstbewußte Schwäne", wird im Prospekt einer solchen Schule garantiert. Aber diese Institute sind Außenseiter. Die seriösen Ausbildungsstätten, die zum Teil seit Jahrzehnten bestehen, haben auch eine Stellenvermittlung, die sich nach Abschluß eines Lehrganges um die Schülerinnen kümmert.

In diesen Lehrgängen, die gewöhnlich vier Wochen dauern, vormittags von Montag bis Freitag, oder sechs Wochen lang an je drei Abenden, und zwischen 180 und 360 Mark kosten, – in diesen Lehrgängen wird dem künftigen Mannequin oder Modell erst einmal gesagt, was ihm die beste Freundin niemals zu sagen wagen würde: Was bei ihr nicht oder noch nicht in Ordnung ist und wie diese Mängel am schnellsten abgestellt werden können. Man lernt richtig stehen, gut gehen, lernt natürliches Benehmen und sich wirkungsvoll zurechtmachen, das Haar in moderner Form und zum Typ passend pflegen, die vorteilhaftesten Farben in der Kleidung wählen und – das alles im Modell-Stil zur Geltung bringen.

Körperpflege, Diät, tausend kleine Tricks für das Schminken, Tips, wie man sich vor den Scheinwerfern ins beste Licht rückt, das alles gehört zur Ausbildung. Wer außerdem seinen Geschmack und seine Allgemeinbildung zu fördern wünscht, der wird für 60 Mark zusätzlich durch Gemäldegalerien, Museen, Modeateliers geschleift; und wer seine Persönlichkeit ganz auf Hochglanz polieren will, der kann einen Kursus für akzentfreie Aussprache belegen, um später die Honorarforderungen im imponierenden Oxford-Englisch erfolgssicher stellen zu können.





Selbstbewußtsein, Sicherheit im Gespräch, gute Haltung und guten Geschmack können Mädchen in einer Londoner Schule für Berufstätige lernen. Helen z. B. hatte noch nichts von diesen guten Eigenschaften, als sie sich anmeldete; sie erschien mit struppigem Haar, geschmacklos gekleidet und in schlechter Haltung, aber nach kurzem Unterricht (Bild rechts außen) war sie schon fast ein anderer Mensch geworden.



Handschuhe an- und ausziehen, das gehört, wie jene Londoner Schule meint, zu den Künsten, die ein Mädchen beherrschen muß, um mit guten Manieren, charmant und sicher durchs Leben zu gehen. „Wenn sie diese Sicherheit nicht haben", sagt der Chef der Schule, „dann quälen sie sich durch ihren Beruf und stürzen sich Hals über Kopf in eine Ehe, weil sie zu unsicher sind, um allein mit dem Leben fertigzuwerden.



Unter 61 Frauen besucht ein Mann eine Schule für Mannequins, um Haltung und Sicherheit zu lernen und seine Persönlichkeit zu stärken. Der Unterricht hat schon Wunder bei ihm gewirkt. Beim Frisieren und Schminken sieht er allerdings nur zu, aber es gibt in London eine „Akademie für Gentlemen-Mannequins" und auch einen Star auf dem Londoner Modell-Markt: einen früheren General, der jetzt vor der Kamera arbeitet.

Ein umstrittenes Experiment

Professor Petrucci züchtete in Bologna 29 Tage lang einen Homunculus. Können Menschen künstlich entstehen?

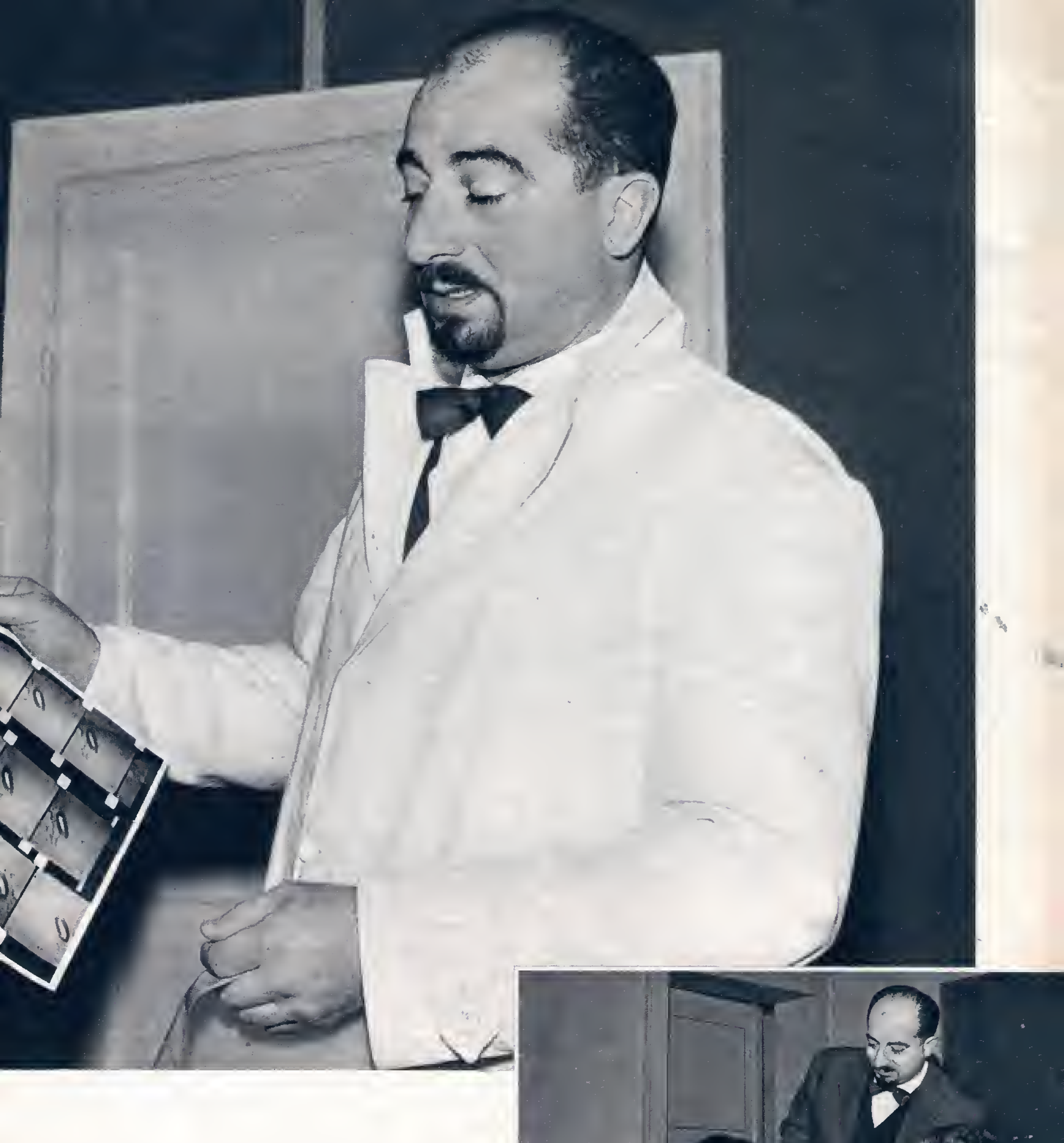
Professor Daniele Petrucci aus Bologna (Bild rechts) ist ein weit über Italiens Grenzen hinaus bekannter Wissenschaftler und Gehirnchirurg. Seine Experimente künstlicher Menschenzeugung (er ließ eine befruchtete Eizelle außerhalb des menschlichen Organismus,. nämlich in der Retorte, wachsen) werden in Fachkreisen schon länger diskutiert und wurden z. B. auch in Düsseldorf auf einem Kongreß für wissenschaftlichen Film vorgeführt. Die Reihenbilder in der Hand des Arztes zeigen die fortschreitenden Wachstumsstadien seines Versuchsobjektes.

Gotteslästerung oder wissenschaftlicher Beweis? Der Zweifel an der Befugnis zu seinem Experiment steht dem Forscher ins Gesicht geschrieben, der hier (Bild unten) das werdende Leben, eingebettet zwischen Mikroskopiergläsern und angeschlossen an Nahrungszuleitungen, unserem Fotografen vorweist. Inzwischen hat er selbst, sei es aus eigenem Antrieb oder auf Grund kirchlicher Einwände, seine Versuche erschrocken abgebrochen.





Der Alptraum künstlicher Menschenzeugung ist uralt. Künstler aller Zeiten haben immer wieder alchimistische Zauberer mit dem Homunculus im gläsernen Zuchtbehälter dargestellt. Auch die Hersteller von Gruselfilmen unserer Tage ließen sich diese Chance nicht entgehen. Wer ahnte aber, daß tatsächlich inzwischen längst in wissenschaftlichen Laboratorien an der Verwirklichung dieser entsetzlichen Idee gearbeitet wird? Es ist an der Zeit, dagegen Stellung zu nehmen, gleich welcher Glaubensrichtung man angehört oder wie fortschrittlich und aufgeklärt man sich dünkt! Die Perfektion geistloser technischer Roboter ist zweifellos nicht mehr aufzuhalten und mag der Menschheit einst Segen bringen. Wer aber aus hem-



mungsloser Forscherneugier mit dem göttlichen unerforschlichen Wirken der Menschwerdung sein faustisches Spiel treibt, tut Unrecht. Wegen des Entrüstungssturmes der Öffentlichkeit erwägt man nun in Italien, den Professor Petrucci auf Grund seiner Versuche gerichtlich wegen Vergehens gegen das keimende menschliche Leben anzuklagen. Das Vergehen wider die Natur, das solche Forschungsarbeit darstellt, ist dem italienischen Doktor Faustus, der sich auf dem Bild rechts als glücklicher Ehemann und Vater zeigt, inzwischen selbst klar geworden. Vieles, ja vielleicht fast alles wird man eines Tages in der Retorte herstellen können, nur das eine nicht: die Liebe, ohne die kein Mensch wahrhaft entstehen und leben kann.

DAS TAL DER



Immer, wenn ich nach Hause kam — und das geschah nicht oft — schüttelte mein Vater mißbilligend den Kopf und sagte jedesmal dasselbe: „Hank, ich kann einfach nicht verstehen, daß du Menschen ausbuddelst, die schon seit vielen tausend Jahren tot sind. Ich könnte noch verstehen, wenn du Teilhaber des Beerdigungsinstituts von Charlie Eustace wärst. Das ist ein vernünftiger, reeller Beruf; aber du machst genau das Gegenteil. Warum läßt du diese armen Leute nicht in Frieden ruhen?"

Es hatte gar keinen Sinn, Vater die Abhandlungen zu zeigen, die ich in den verschiedenen archäologischen Fachzeitschriften publiziert hatte. Er fand wohl die Fotos ganz hübsch, die ich in Mexiko, in den Anden, in der Wüste Gobi und im Mittleren Osten gemacht hatte, versicherte mir aber im gleichen Augenblick, daß die Illustrierten viel schönere Bilder hätten und überhaupt alles viel besser könnten. Dagegen konnte ich nichts einwenden. Ich gab ihm recht, erklärte ihm aber auch, daß die Illustrierten eine ganz andere Aufgabe hätten als die wissenschaftlichen Zeitschriften. Dann bekam sein Gesicht jedoch gleich wieder den verblüfften mißbilligenden Ausdruck und er fragte noch einmal: „Warum machst du das?"

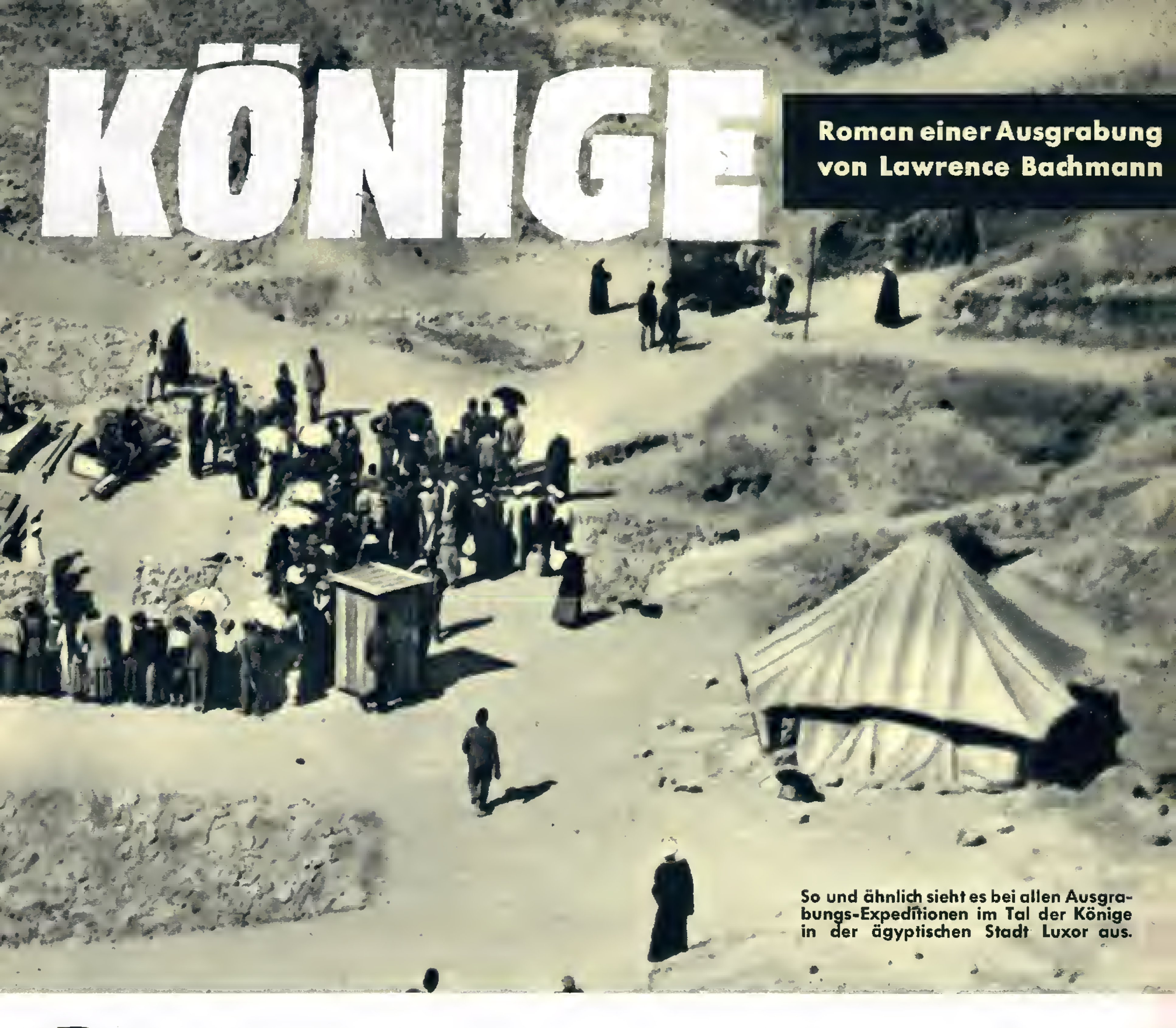
Noch viele Jahre später versuchte ich eine Antwort auf diese Frage zu finden, besonders als ein Gewehr drohend auf mich gerichtet war und beinahe den Punkt unter dieses Fragezeichen gesetzt hätte. Aber da war es schon zu spät; denn im Tal der Könige waren Tausende von Jahren zuvor Dinge geschehen, die, als ich sie aufspürte, eine wahre Kettenreaktion von Ereignissen auslösten und mich fast zu einem jener eingeschrumpften und zerbröckelnden Bewohner der großen Totenstadt Theben gemacht hätten.

Ich versuchte meinem Vater auseinanderzusetzen, daß ich nicht einfach nur Menschen ausbuddelte, die Tausende von Jahren tot waren, sondern daß ich versuchte, die Geheimnisse und Wunder vergangener Kulturen zu klären, um dadurch unsere Kenntnisse jener alten Zeit und auch unserer eigenen Zeit zu vertiefen.

Im Grunde aber hatte Vater recht: Ich wollte jemanden finden, einen Menschen, der nahezu viertausend Jahre tot war. Was ich damals jedoch nicht wußte war die Tatsache, daß außer mir noch andere nach den Überresten des gleichen Pharao suchten. Sie waren schon seit seinem Todestag hinter ihm her, und obwohl ich ihn fand, setzten sie alles daran, ihn mir wieder abzujagen.

KÖNIGE

Roman einer Ausgrabung von Lawrence Bachmann



So und ähnlich sieht es bei allen Ausgrabungs-Expeditionen im Tal der Könige in der ägyptischen Stadt Luxor aus.

Die Passagiere hatten längst den Flughafen verlassen, als endlich Spike den Boß aus der Maschine trug. Sein Anblick erschütterte mich immer wieder, obwohl ich ihn doch schon seit Jahren kannte. Ich wandte mich ab und ging zum Parkplatz. Die Fahrzeuge standen bereit: ein Jeep und ein ehemaliger Munitionstransportwagen, der unser Gepäck aufnehmen sollte. Beide Wagen waren überzähliges Heeresgut, und wir hatten sie für unsere Zwecke umbauen lassen.

„Salem, Sahib, willkommen in Luxor", sagte Happy.

Wir begrüßten uns zunächst nach arabischem Zeremoniell, dann schüttelte ich Happy die Hand. Er hatte schwarze Augen, breite Backenknochen und eine platte kurze Nase. Auf der Oberlippe trug er einen dünnen Bart. Ich erkannte ihn sofort, obwohl ich ihn nie vorher gesehen hatte; denn es gibt viele Fotos von ihm, die Erickson und andere Forscher während der letzten vierzig Jahre bei ihren Ausgrabungen von ihm gemacht hatten. Von allen Expeditionen gab es Bilder, auf denen Happy zu sehen war; er sah grimmig aus, schien ebenso unzerstörbar wie die Pyramiden und war immer mit demselben Burnus angetan, den er jetzt trug.

„Alles in Ordnung?" fragte ich.

„Alles wie gewünscht, Sahib. Ich habe den Jeep von Kairo hergebracht. Das hier ist mein Vetter, seit Jahren unter dem Namen ‚Junior' bekannt. Er hat den Munitionswagen gefahren." Happy deutete auf einen Mann, der neben dem Truck stand wie ein Treiber neben seinem Kamel. Er trug wie Happy einen weitwallenden Burnus, und ich konnte nur sein Gesicht sehen.

Ich rief dem Vetter einen Gruß zu, den er erwiderte. „Von Junior habe ich schon gehört", sagte ich.

„Auf dem Weg von Kairo hierher haben wir nur in kleinen Orten Station gemacht; wir sind überhaupt nicht aufgefallen", erzählte Happy weiter. „Hier haben wir dann die Verpflegung und Ausrüstung aufgeladen. Es stand alles bereit, genau wie Sie uns geschrieben hatten. Gestern habe ich die übrigen Leute angeheuert. Wir haben sie im Tal abgesetzt an der Stelle, wo wir die Zelte aufbauen sollten."

Dann merkte ich, daß Happys Augen auf etwas gerichtet waren, das hinter meinem Rücken vorging. Ich drehte mich um und sah den Boß in seinem Rollstuhl. Spike fuhr mit ihm geradewegs auf uns zu.

Ich kenne John William Kensington nun schon seit zehn Jahren. Es erschüttert mich immer wieder, wenn ich sehen muß, wie andere auf seinen ersten Anblick reagieren, oder wenn ich so deutlich und eindringlich seine körperlichen Gebrechen wahrnehme wie jetzt zum Beispiel, wo man ihn aus dem Flugzeug tragen muß. Nach dem anfänglichen Schock jedoch vergißt man schnell dieses körperliche Handikap. Die gewaltige geistige Anspannung aller Kräfte und Nerven, die seine blassen, scharf geschnittenen Züge ausstrahlen, läßt den Schock über seine körperliche Behinderung schnell vergessen. Ich war gespannt, welche Wirkung sein Anblick auf einen so schlichten Menschen, wie Happy es war, ausüben würden.

„Das ist Mister Kensington."

Happy grüßte ihn nach Art der Mohammedaner. Dann nahm er die ihm entgegengestreckte Hand. „Ich kenne Sie schon lange, Happy", sagte der Boß. Seine Stimme klang herzlich und steckte ein wenig zum Lachen an. „Hank hat immer gesagt, daß wir keine Sorgen haben werden, wenn wir Sie bekämen."

„Danke, Sahib", antwortete Happy. Ein Lächeln schien über sein Gesicht zu gehen.

Der Boß deutete auf die ungelenke Figur von Spike Olson, der hinter ihm stand. „Das ist meine bessere Hälfte, Spike Olson."

„Freut mich, Sie kennenzulernen, Sahib", sagte Happy.

„Ebenfalls erfreut", antwortete Spike und reichte dem Araber seine stark deformierte Hand. Happy sah in Spikes Gesicht, aus dessen verquollenen Zügen man leicht seinen früheren Beruf erkennen konnte. Boxhandschuhe hatten seine Nase verunstaltet und seine Stirn gezeichnet. Die Blumenkohlohren standen vom Kopf ab. Das ganze Gesicht sah aus, als wäre es aus Lehm geformt. Aber hinter den nickelgefaßten Gläsern der Brille leuchteten zwei unwahrscheinlich blaue, kindliche Augen. Sie sagten deutlich, wie dieser Mann wirklich war; sie sprachen von Treue und Offenheit. Ich merkte sofort, daß Happy für Spike volle Sympathie hatte, aber ich merkte auch, daß ihm der Mann im Rollstuhl unbegreiflich war.

Das war zweifellos mein Fehler; denn ich hatte Happy nicht darauf vorbereitet. Als ich für den Boß mit Dr. Masparo vom Museum in Kairo wegen der

DAS TAL DER KÖNIGE

Genehmigung für die Kensington-Expedition verhandelte und sie anschließend vorbereitete, waren wir uns klar geworden, daß es für alle Beteiligten das beste wäre, wenn wir erst im letzten nur möglichen Augenblick in Ägypten auftauchten. Die Gebrechen von John William Kensington, dem Leiter und Initiator der Expedition, wurden überhaupt nicht erwähnt, auch nicht, warum er ständig von Spike Olson begleitet wurde. Nun war es zu spät, Happy zu erklären, daß die körperlichen Mängel des Bosses bei den Ausgrabungen keinerlei Schwierigkeiten machen würde. Happy würde es bald selbst merken. Allerdings hatte der alte Araber in all den Jahren, in denen er für archäologische Expeditionen arbeitete, noch nie einen so überragenden Kopf gesehen. Er würde es auch in Zukunft nicht, aber das änderte nichts an der Tatsache, daß der Boß einen Rollstuhl brauchte.

„Es ist alles bereit, Sir", sagte ich zum Boß.

„Schön, dann kann es losgehen."

Mit einer leichten Wendung seiner breiten Schultern drehte Kensington den Rollstuhl. Sein Gesicht glühte vor Erregung, als er in die Finsternis hinter dem Flugplatz blickte. „Dort hinten muß das Tal der Könige liegen."

„Ja", sagte ich.

„Da müssen wir hin. Dort haben wir schon seit langem eine Verabredung, nicht wahr, Hank?"

„Seit zehn Jahren, als wir uns das erste Mal trafen."

Noch einmal schaute er zu dem dunklen Horizont hinüber. Die nahen Lichter von Luxor bildeten einen silbernen Schleier, der wie eine Glocke zu dem weiß gepunkteten Himmel hinaufragte. „Ich möchte lieber im Jeep fahren."

„Ich bin gleich wieder da", rief ich dem Boß zu und ging dann zu Happy und Junior. „Wir müssen noch das Gepäck holen."

Wir holten das Gepäck aus der Ankunftshalle und brachten es zum Lastwagen. Wir hatten bestimmt nicht so viel wie die Luftfahrtgesellschaften bei großen Flügen zulassen; denn keiner von uns benötigte 60 Pfund Kleidung. Wenn man in der ägyptischen Wüste Ausgrabungen machen will, hat man nicht viel nötig. Unser wissenschaftliches Drum und Dran und unsere Lagerausrüstung waren schon aufgestellt – wir hatten sie zwei Monate vorher per Schiff abgeschickt. Sie warteten im Tal der Könige auf uns.

Ich quetschte mich neben Spike; es war, als säße ich neben einem freundlichen Bären. Happy fuhr den Jeep. Die Scheinwerfer von Juniors Munitionswagen leuchteten hinter uns auf und verstärkten unser Licht, als wir dem Tal der Könige entgegenfuhren.

Neun Tage nach Beginn unserer Ausgrabungen fanden wir das Grab. Das war kein Zufall; denn die fünf Linien, die auf unserer Kartenskizze eingezeichnet waren, schnitten sich in diesem Punkt. Jede der Linien stammte von einem Hinweis, der vor Tausenden von Jahren aufgezeichnet worden war, und ich hatte während der letzten zehn Jahren diese Hinweise miteinander in Zusammenhang gebracht.

Die erste Andeutung über die Lage des Grabes hatte ich 1941 bei einer Expedition in Mesopotamien auf einem verwitterten Papyrus gefunden. Dort hieß es jedoch lediglich, daß ein Tempelgrab zu Ehren des jüngst verstorbenen Pharao etwas nördlich vom Grab des Königs Issosi errichtet worden sei. Ein Jahr später fand ich den zweiten Hinweis: eine Hieroglypheninschrift im Grab der Schwester Issosis, die dreißig Jahre nach ihm gestorben war, besagte, daß sie westlich von ihrem geliebten Bruder beigesetzt worden sei. Wie ein Astronom, der die Spur von Kometen verfolgt, studierte ich nun Tausende uralter Aufzeichnungen nach Hinweisen auf das bisher noch unentdeckte Grab Issosis. Sämtliche fünf Hinweise, die ich innerhalb zehn Jahre fand, gaben mir einen Anhaltspunkt, und alle fünf Hinweise kreuzten sich an einer Stelle.

An dieser Stelle hatten wir jetzt unsere Zelte aufgeschlagen. Hier räumten nun zwanzig Fellachen die Steine der Hütten weg, in denen vor Tausenden von Jahren die Bauarbeiter des Grabmals gehaust hatten. Wir gruben uns durch den Sand in die Tiefe und fraßen uns durch die Erde bis zu dem felsigen Grund des Tales hinab. Das Abtragen dieser unfruchtbaren, völlig ausgetrockneten Schichten ging schneller, als ich es bei Ausgrabungen im Irak und in der Wüste Gobi erlebt hatte.

„Was meinen Sie, Hank?"

„Vielleicht."

„Er hat Angst zu sagen, daß er es gefunden hat", sagte der Boß zu Spike, der hinter ihm unter dem grünen Sonnenschirm saß. „Er will es nicht berufen."

An diesem Tag gruben wir bis auf die gewachsenen Felsen durch. Die Hitze staute sich in den Gräben und machte das Atmen schwer. Ich ging wieder zu den Arbeitern und half ihnen. Die Sonne stand schon tief, als ich mich endlich müde die roh gehauenen Stufen hinaufschleppte und mich unter den großen Schirm in den Schatten setzte.

„Überanstrengen Sie sich nur nicht", riet Spike, als er mir die Feldflasche reichte. „Das ist doch erst der Anfang. Ihnen kann es wohl nicht schnell genug gehen?"

Die Segeltuchbespannung der Aluminiumflasche war sehr feucht. Die Tropfen fielen kühl und angenehm auf mein verdrecktes Gesicht, als ich die Flasche ansetzte.

„Ich muß erst ganz sicher sein", antwortete ich, nachdem ich einen Schluck getrunken hatte.

„Dr. Maspero vom Museum in Kairo hat uns doch geschrieben, daß buchstäblich jeder Fleck dieses Tales schon um und um gegraben wurde", sagte der Boß ruhig, „unsere Chancen stehen eins zu tausend."

Er blickte ringsum und nickte dann. „In den letzten hundert Jahren ist hier ganz schön gebuddelt worden."

Ich folgte seinem Blick; so weit man sehen konnte, war das Tal aufgewühlt, über und über bedeckt mit Erdhügeln und Schmutzhaufen. Es sah aus, als ob ein Riesenkind hier seinen Sandkasten gehabt hätte.

„Das hat angefangen, als zum ersten Mal die Pharaonen diesen Platz für ihr unsterbliches Leben aussuchten", sagte ich. „Kaum hatte man sie beerdigt, kamen Grabräuber und gruben sie wieder aus. Und als dann unser Freund hier den Thron bestieg, wurde ein gewaltiges Versteckspiel daraus." „Warum konnten sie sich denn nicht in einem schlichten kleinen Grab beerdigen lassen", fragte Spike, „da wären sie doch sicher gewesen."

„Für die alten Ägypter war das Leben lediglich eine Reise zum Tod, und in die Ewigkeit mußte man alle Beweise irdischen Reichtums und weltlicher Größe mitbringen. Deshalb wurden sogar die Armen mumifiziert. Ein Pharao mußte natürlich mit Dienerschaft und Hofstaat in der Fülle seines Glanzes vor die Götter treten."

„Wollen Sie damit sagen, daß die Hofleute getötet und mit ihm begraben wurden?" fragte Spike entsetzt.

„Man kam später davon ab und bildete Hofstaat und Personal aus Gold und Juwelen nach. Mit der Zeit wurden Tiere das Abbild der Götter. Ein Pharao war ein Gott und wurde dann auch gelegentlich mit einem Tier in Verbindung gebracht. Unser Pharao soll den Phönix zum Symbol haben, jenen mythologischen Vogel, der seine Brut mit seinem Blute aufzieht. Nur die alten Ägypter glaubten, daß es einen solchen Vogel wirklich gebe."

Ich stand auf und gab Spike die khakifarbene Feldflasche zurück. Meine Hände haben die gleiche Farbe: völlig braun, ohne hellere Schattierung.

„Übernehmen Sie sich nicht, Hank", mahnte der Boß noch einmal, „die Leute arbeiten doch gut. Man wird Sie schon rufen, wenn man sie braucht."

„Sie arbeiten wirklich zu hart", meinte auch Spike und betrachtete die lange Reihe der Männer, die Körbe mit Erde füllten, sie dann aus dem Graben über die Stufen hinauftrugen, entleerten und wieder hinabstiegen. „Ich kann hören, wie eifrig sie sind."

„Das hat mich auch überrascht", gab ich zu, „wir haben es Happy zu verdanken, daß wir so eine großartige Mannschaft bekamen."

„Besonders scheinen sie die Arbeit zwar nicht zu lieben, aber sie tun sie, und wir können uns nicht beklagen." Der Boß betrachtete die mürrischen Gesichter der Männer, die an der anderen Seite des Grabens vorbeigingen.

„Sie sind ganz anders als die Arbeiter unserer früheren Expeditionen. Die haben meistens gesungen und sich lebhaft unterhalten. Aber ich war ja auch noch nie bei einer Ausgrabung in Ägypten dabei", stellte ich fest.

„Sahib! Mister Barton!" Happy stand hoch aufgerichtet im Graben und winkte mir.

Im Nu war ich bei ihm. Er deutete auf das untere Ende des Steines. Ganz deutlich war zu sehen, daß der große Felsblock, den wir freigelegt hatten, auf einem anderen Stein ruhte, auf einer Platte.

„Es sieht aus wie ein Türrahmen", sagte ich.

„Es ist sicher einer, Sahib."

Ich hockte mich neben Happy auf meine Fersen, was mir allerdings nicht so leicht fiel wie ihm. Seine schwielige Hand strich über die Fläche des unteren Steines.

„Da ist ja auch eine Inschrift!"

Schnell aber mit größter Vorsicht schaufelten wir mit unseren Händen den Sockel des Steines frei. Mit einer weichen Bürste entfernte ich den Sand und die Erdklumpen, die sich in die fein gemeißelten Figuren der Bilderschrift gesetzt hatten. Allmählich kamen die Hieroglyphen deutlich zum Vorschein, wie Puppen, die aus dem Wasser an die Oberfläche tauchten.

„Was heißt das, Sahib?"

Ich las, ohne den Sinn sofort zu begreifen:

Der Tod wird auf Schwingen zu jenen kommen, die die Ruhe des Pharao stören.

Gebannt starrte ich auf die Zeichen. Meine Finger strichen zart über die Linien. „Es ist der Phönix", war alles, was ich sagen konnte. „Wir haben ihn gefunden."

An diesem Nachmittag war es schon spät, um noch zu den Versuch zu machen, die Tür herauszuheben. Aber wir bereiteten alles für den nächsten Morgen vor. Nach dem Abendbrot saßen wir im Eßzelt und besprachen unsere nächsten Schritte. Der harte Schein der Glühbirne blendete uns. Endlich stand Spike auf und umhüllte die Lampe mit rotem und blauem Papier.

„Sieht aus wie in einem Tanzlokal", sagte der Boß und sah auf Spike, der bewundernd sein Werk betrachtete.

Er hatte recht. Durch die Hitze der Birne geriet die Lampe in Schwingungen; grelle rote und blaue Schatten tanzten auf den Wänden des Zeltes. Aber wir hatten keine Zeit, darauf zu achten; wir merkten auch nicht, daß ein leichter Wind aufkam. Wir sprachen von dem, was wir in dem Grab zu finden hofften, wenn nicht Grabräuber schon vor uns da gewesen waren. Vor uns, das hieß irgendwann in den letzten dreitausendachthundert Jahren.

„Nur wenige Königsgräber sind ungestört geblieben, selbst wenn sie noch so sorgfältig verborgen waren. Carter hatte festgestellt, daß die Grabräuber schon fünfzehn Jahre nach Tutanchamons Tod in dessen Grabkammer eingedrungen waren. Sie hatten es aber so eilig, daß sie nicht alles fanden", erklärte ich.

„Wir werden ja bald feststellen, ob der Bannfluch auf uns gemünzt ist oder ob uns andere zuvorgekommen sind", sagte der Boß lächelnd.

„Wie konnte man eigentlich ein Grab verborgen halten, an dem Tausende von Menschen gebaut haben?" wollte Spike wissen, der offensichtlich lange über dieser Frage gebrütet hatte. „Genauso wie Captain Kidd seinen Schatz verbarg: Er tötete alle, die davon wußten", sagte ich.

„Aber irgend jemand muß doch davon gewußt haben", bemerkte der Boß, „denn selbst wenn der Pharao ein noch so mächtiger Gott war, konnte er schließlich nicht allein in das Grab kommen und es versiegeln."

„Das taten die Priester. Sie haben sogar manchen König wieder herausgeholt und ihn weit fortgebracht, nur um den Grabräubern einen Strich durch die Rechnung zu machen. Das war ein großes Katz- und Maus-Spiel um die Unsterblichkeit der Seele eines Pharaos. Am Ende hat dann doch irgend jemand die Priester verraten. Die Grabräuber fanden die Gruft und plünderten sie aus."

„Die Pharaonen waren in einer Zwangslage", erläuterte der Boß, „sie wußten einerseits, daß sie im Tode unberührt bleiben mußten, wenn sie ihr Nirwana erreichen wollten, konnten aber andererseits das Leben nach dem Tode nur gewinnen, wenn sie Beweise ihres Reichtums und ihrer Größe mit sich brachten."

„Ich bin überrascht, daß unser Pharao keinen härteren Fluch über sein Grab geschrieben hat", sagte ich.

Wir wurden schweigsam und sahen einander an. Jeder dachte an den Fluch und ob Räuber vor uns das Grab gefunden hätten oder nicht. Uns war unbehaglich. Es war weniger der Wind, der dieses Gefühl verstärkte, der Wind, der stetig anschwoll und wie eine Riesenhand gegen die Zeltwand drückte. Es war vielmehr ein Geräusch in der Ferne, ein Schrei, der schnell lauter wurde und sich anhörte wie die jammervolle Klage eines Menschen. Aber ein Mensch konnte nicht so lange und anhaltend schreien. Es klang tief und doch so schrill, daß wir uns am liebsten die Ohren zugehalten hätten, aber auch dann hätten wir ihn noch gehört. Er schien direkt aus der Erde zu kommen; laut klagend, als bettele eine arme Seele um Gnade.

Wir saßen erstarrt da. Der unheimliche Ton wurde lauter. Ich hatte das Gefühl, als ob tief unter der Erde ein Wesen Hilfe brauche. Aber jede Hilfe mußte zu spät kommen, weil ein Mensch sie nicht bringen konnte.

„Was ist das?" fragte der Boß, als wir einander anstarrten.

Die Schatten schwankten. Der blaue

mit dem Vorzug echter Wäschepflege



Persil 59 – ein ganz neues Waschmittel:

Wunderbar leicht – einfach und gut waschen Sie mit Persil 59!

* *mit eigener Einweichwirkung*
* *mit neuer, wunderbarer Waschkraft*
* *so ergiebig – 8 große Eimer Lauge aus dem Doppelpaket*

Und Ihre ganze Wäsche ist echt gepflegt

die Weißwäsche, die Buntwäsche, die Feinwäsche. Persil 59 – ein ganz modernes Waschmittel für die große Wäsche und die kleine zwischendurch.

Auch für die Waschmaschine – Persil 59!

---

1 Riesenpaket enthält 2 Doppelpakete! 20 Pfg. Ersparnis!

---

das beste Persil, das es je gab!

DAS TAL DER KÖNIGE

und rote Flor löste sich von der Lampe, plötzlich stand ein menschliches Gesicht vor uns, totenbleich vor Angst und vom Schein der unbedeckten Birne.

„Sahib, es ist schrecklich", keuchte Happy. Er versuchte, die Planen des Zelteingangs hinter sich zusammenzuhalten, aber der Wind riß sie auseinander.

„Wo kommt der Schrei her?" fragte ich.

„Ich weiß es nicht, Sahib. Die Leute sind aufgeregt; sie glauben, daß er aus dem Grab kommt. Einige verlangen, daß wir es wieder zuschaufeln sollen. Sie haben den Fluch auf der Tür gelesen."

„Ich gehe nachsehen, was los ist", erklärte ich. Ehe der Boß oder Spike mich zurückhalten konnten, hatte ich meine Lederjacke und eine Taschenlampe genommen.

„Komm, Happy."

Natürlich hätte sich der alte Araber am liebsten geweigert, aber das konnte er nicht. Er schlug die Zeltplane zurück und wir gingen in die Finsternis hinaus. Ein kräftiger Wind trieb mir Sand ins Gesicht.

Der Schrei schien von allen Seiten zu kommen. Es war unmöglich, die Richtung festzustellen. Ich überlegte, daß er mit dem Wind kommen mußte; denn gegen diesen Sturm konnte niemand anbrüllen. Meine Taschenlampe leuchtete auf; Sandkörner wirbelten in dem Strahl wie Schneeflocken.

Ich machte Happy mit der Lampe ein Zeichen, daß wir gegen den Wind gehen wollten. Einen Arm hielt ich vors Gesicht, in der anderen Hand hatte ich die Taschenlampe. Der Sand schnitt tief in meine Haut hinein, aber der Ton des Schreies schnitt noch tiefer.

Der Schrei oder das Heulen oder was es auch sein mochte wurde immer lauter und quälender. Happy ging mutig mit mir hinter das Lager. Dort merkte ich sofort, daß das Geräusch nicht von unserer Ausgrabung herkam, sondern aus entgegengesetzter Richtung. Es war mir von Anfang an klar, daß es nicht aus dem Grab kommen konnte, aber man kann nicht mehr vernünftig denken, wenn man von einem so unmenschlichen und doch menschlichen Entsetzensschrei getroffen wird, einem Schrei, der überhaupt nicht aufhört.

Als wir etwa zehn Minuten gegangen waren, wurde das Geheul allmählich leiser. Obwohl wir nur langsam und mühselig vorwärtskamen, mußten wir uns doch schon ein ziemliches Stück vom Lager entfernt haben. Wir kämpften uns noch zwanzig Meter weiter durch den Sturm, da brach der Schrei plötzlich ab.

Ich gab Happy ein Zeichen und wir gingen zum Lager zurück. Ich mußte mich mit den Fersen fest in den Sand bohren, damit der Wind mich nicht forttrieb. Mit jedem Schritt jedoch wuchs der Schrei wieder an. Wir liefen nach rechts. Nach fünfzig Schritten verstummte das Geheul. Wir gingen in unseren Fußspuren zurück und wandten uns schnell nach links: der Schrei schwoll wieder an. Ich blieb einen Augenblick stehen, um zu verschnaufen und richtete die Lampe auf die vermummte Gestalt neben mir. Alles was ich sehen konnte, waren ein paar schwarze angsterfüllte Augen. Ich richtete den Strahl der Lampe wieder zur Erde und wir hasteten weiter. Plötzlich war es ganz still. Der durchdringende grelle Schrei war fort. Ich hörte nur noch das ständige leise Singen der vorbeischwirrenden Sandkörnchen und das prasselnde Geräusch, mit dem der Wind sie gegen meine Jacke trieb.

Ich ließ den Strahl der Lampe über eine große Säule gleiten, die vor uns stand. Der Sand wirbelte im Licht, aber ich konnte doch den Koloß erkennen. Es war die überlebensgroße Sandsteinstatue eines alten Königs, der sich nicht damit begnügt hatte, nur eine Pyramide zu seinem Gedächtnis zu errichten. Ich schüttelte den Kopf vor Erregung und streifte mit der Hand den Sand aus dem Gesicht. Wir gingen in unseren Spuren wieder zurück, und nun hub das Geheul wieder an, gellender als je zuvor. Es blieb immer von gleicher Lautstärke und ähnelte weiterhin dem Angstschrei eines Menschen, bis wir das Lager erreichten.

Ich nahm Happy mit ins Zelt. Der Boß saß völlig ruhig in seinem Rollstuhl und spielte mit Spike Karten. Ein schmales Brett lag als Spieltisch über ihren Knien.

„Haben Sie es gefunden?" fragte Spike.

Ich nickte und rang nach Luft. Dann setzte ich mich in einen Segeltuchstuhl. „Es kommt von der Statue."

„Kann man das denn nicht zum Schweigen bringen?"

„Der Wind muß erst seine Richtung ändern", sagte ich, „wahrscheinlich entsteht es, wenn der Wind durch die Höhlung der Sandsteinsäule bläst."

Dann erklärte ich Happy: „Die Aushöhlungen in der Säule sind durch Verwitterungen in vielen hundert Jahren entstanden, und wenn der Wind darüberstreicht, verursacht er dieses Geräusch. Es ist wie eine riesengroße Orgel. Verstehst du das?"

„Ja, ich glaube, Sahib", sagte Happy langsam, „hoffentlich sind uns die Leute nicht davongelaufen."

Als ich mich schlafen legte, hatte ich immer noch das furchtbare Heulen im Ohr und die Konturen des alten Bannfluches vor Augen. Allmählich aber wurden meine Träume ruhiger, und als ich aufwachte, war das Geheul verschwunden, der Wind hatte sich gelegt. Der Morgen war klar und heiß wie immer. Der Sand war wie Schnee gegen unsere Zelte geweht. An den Autos waren auf der einen Seite der Anstrich völlig abgescheuert, als wäre er fachmännisch mit einem Sandstrahlgebläse entfernt worden. Aber die Leute waren nicht davongelaufen.

Wir arbeiteten auf der felsigen Talsohle: fast fünf Meter unter den Sandmassen, die der Wind zusammengeweht und mit dem Schlamm der Nilüberschwemmungen und den Überbleibseln früherer Ausgrabungen zusammengebacken hatte. Junior und Happy – sie hätten es keinem anderen erlaubt – fuhren den Boß in seinem Rollstuhl über die rohgehauenen Stufen zur Talsohle hinab. Dann stellten sie den Stuhl an einen günstigen, etwas erhöhten Platz, so daß der Boß von der Seite her die vermauerte Eingangspforte überblicken konnte.

Da saß er nun mit dem stets gegenwärtigen Spike zu seiner Seite. Ich konnte nur mühsam ein Lächeln unterdrücken. Man kann nicht zehn Jahre von einer Sache träumen und sich dann nicht freuen, wenn man sie bestätigt findet. Da lag es nun vor mir, so greifbar nahe wie der Flaschenzug, den die Arbeiter gerade aufrichteten. „Ich kann nicht mehr warten", sagte ich zum Boß, und meine Hände strichen zärtlich über die Fugen der Steinplatte. „Ich muß ganz schnell mal hineinsehen."

„Da müssen Sie einen Röntgenapparat nehmen", meinte der Boß.

„Nein, Happy, gib mir den Hammer und den großen Meißel."

Happy wollte es selber machen, aber ich ließ es nicht zu. Er sah, wie meine Hände vor Erregung zitterten. Wahrscheinlich hatte er Angst, daß ich mich verletzen könnte, wenn ein Hammerschlag den Meißelkopf verfehlte. Er wollte den Meißel halten. Ich lehnte ab. Trotz meiner Aufregung saß jeder Schlag. Der Mörtel war brüchig; mit jedem klingenden Hieb sprangen Stücke heraus und fielen neben mir auf die Erde.

Wie eine Operationsschwester, die genau weiß, welches Instrument der Chirurg als nächstes benötigt, reichte mir Happy ein langes Sondiereisen. Es drang fünfzehn Zentimeter tief ein, ehe es auf Widerstand stieß. Ich drehte und wendete es, aber es ging nicht tiefer. Plötzlich schien sich die Sonde in meiner Hand von selbst zu drehen; sie ging vor und zurück: Happy hatte nämlich das freie Ende hinter mit gepackt. Mit vereinten Kräften versuchten wir, die Sonde tiefer einzuführen. Schnaufend stemmte Happy sein ganzes Gewicht gegen das Eisen und zerquetschte mich fast, als er gegen mich fiel: Die Sonde war plötzlich in dem Loch verschwunden.

Während wir die Öffnung schnell vergrößerten, schickte ich einen Arbeiter nach einer Taschenlampe. Ich preßte mein Gesicht an den Spalt und bewegte den Lichtstrahl auf und nieder.

„Es ist ein Gang. Sieh ihn dir auch einmal an, Spike." Ich reichte ihm die Taschenlampe.

Es dauerte ein paar Minuten, bis sich seine Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten. „Er ist mit Steinen und Trümmern bis obenhin voll. Sieht aus, als ob eine Bombe eingeschlagen hätte", meinte Spike schließlich.

„Auf diese Weise haben sie die Gräber geschützt. Grabräuber hätten viele Tage gebraucht, um das alles wegzuräumen. Und dabei hätte man sie dann erwischt. Deshalb ist das ganze Zeug hier so aufgeschichtet worden."

„Dann glauben Sie also, daß ...", der Boß beendete den Satz nicht. Es war auch gar nicht nötig.

„Ich weiß, daß dieses Grab noch nie geöffnet worden ist", sagte ich.

Unsere Arbeiter wußten genau, was sie zu tun hatten; denn Happy gab ihnen stets die richtigen Anweisungen. Aber ich konnte nicht einfach beiseite stehen bleiben und warten; ich war mitten unter ihnen. An jeder der vier Ecken des Verschlußsteines wurde eine Brechstange angesetzt, der Stein auf und nieder gehoben und so der Mörtel gelockert, der die Tür versiegelte. Mit einem seufzerartigen Geräusch glitt der Granitblock, der 1,20 Meter im Geviert maß, heraus, rutschte über den Sand und blieb einen Meter vor der Öffnung liegen.

„Wollen Sie mir folgen, Herr Oberst?" Ich salutierte stramm militärisch.

„Danke, Herr Major", der Boß erwiderte meinen Gruß mit spöttischem Ernst. Happy und Spike fuhren den Rollstuhl von dem niedrigen Sandhügel herab und drückten ihn zum Eingang der Höhle hinauf. Ich reichte dem Boß die Taschenlampe und trat hinter seinen Stuhl. Ich bückte mich in der Türöffnung, und dann rollte der Stuhl in den dunklen Gang, der in den Berg gehauen war.

Die Luft war trocken, staubig und kühl, aber trotz der Wüstenhitze draußen war sie nicht angenehm. Es fehlte alles Lebendige und ganz unwillkürlich wagte ich es deshalb nicht, tief zu atmen. Ich richtete mich auf. Wir kamen nicht sehr weit; denn der Gang war mit Felsblöcken und Steinen aller Größe und Formen verbarrikadiert. Die Brocken waren viel zu groß, als daß ein Mann allein sie hätte wegräumen können. Der Boß leuchtete mit seiner Lampe überall hin. Ich nahm eine zweite und versuchte, über die Hindernisse hinwegzuklettern. Das war unmöglich. Die Trümmer türmten sich in dem anderthalb Meter breiten Gang zwei Meter hoch bis zur Decke auf.

„Jetzt sind Sie wohl enttäuscht, Hank?" fragte der Boß. „Die Leute scheinen keine Besucher gewünscht zu haben."

„Sieht fast so aus. Am besten räumen wir das alles erst fort."

„Drei Meter tief ist der Stollen mindestens", ich ging zu Happy zurück, der etwas abseits der wartenden Arbeiter stand. „Los, wir müssen Ordnung schaffen!"

Ich hatte jedoch die Länge des Ganges falsch geschätzt; sie betrug über acht Meter. Wir mußten drei Tage lang ununterbrochen schwer arbeiten, bis wir die Steinmassen herausgeschafft hatten.

Als die letzten Steine herausgebracht wurden, blieben Happy, Junior und ich ständig in dem Gang. Wir wollten verhindern, daß die Arbeiter absichtlich oder unabsichtlich etwas berührten. Ich legte eine Leitung von unserem Generator im Lager bis zum Ende des Ganges. Wir schickten die Arbeiter hinaus, sobald der letzte Stein fort und der Gang einigermaßen begehbar war.

Sorgfältig untersuchte ich den Stollen. Die Decke senkte sich langsam und fast unmerklich, so daß sie sieben Meter hinter dem Eingang nur noch 1,80 Meter hoch war. An dieser Stelle stieg sie dann plötzlich auf über vier Meter Höhe an. Das Mauerwerk war erstaunlich gut, wenn man bedenkt, welch primitives Werkzeug den Menschen damals zur Verfügung gestanden hatte.

Ich habe wenig Vertrauen zu meinem Gedächtnis und konnte mich nicht darauf verlassen, erst später zu notieren, was ich jetzt sah. Deshalb hängte ich zwei Vakublitze auf, stellte meine Kamera auf das Stativ und machte Aufnahmen von dem versperrten Eingang, dem Stollen, dem vermauerten Abschlußstein und von dem Phönix über der Pforte.

Der Verschlußstein am Ende des Ganges war höher als der äußere. Er paßte genau in die Öffnung und war nur mit einem ganz schmalen Mörtelstreifen festgemauert. Am liebsten hätte ich auf jede weitere Untersuchung verzichtet, aber das durfte ich keinesfalls. Während ich mit der langen Sonde eine erste Öffnung bohrte, schickte ich Junior nach einer Kerze.

„Wir haben doch Taschenlampen, falls der Generator aussetzen sollte", meinte Spike.

„Ich will aber feststellen, ob nicht etwa giftige Gase vorhanden sind", erklärte ich ihm. „Wir wissen nicht, was alles mit dem toten Pharao beerdigt wurde. In dreitausend Jahren kann sich manches verändern – sich sogar in giftiges Gas verwandeln."

Ich zündete die Kerze an und hielt sie vor die kleine Öffnung, die ich zwischen die dichtgefugten Steinplatten gebohrt hatte. Die Flamme brannte völlig ruhig. „Es scheint alles in Ordnung zu sein", sagte ich. „Was meinst du, Happy?"

Happy antwortete nicht. Das geschah häufig, aber diesmal war es besonders auffällig. Nachdenklich sah er auf die Hieroglyphen, die über dem Felsblock eingemeißelt waren. „Glaubst du, daß einer von unseren Leuten das lesen kann?" fragte der Boß, der Happys Zögern bemerkte.

„Vielleicht, Sahib", antwortete Happy. „Aber selbst wenn sie es nicht lesen können, wissen sie doch, was es zu bedeuten hat. Sie erinnern sich genau, was bei anderen Ausgrabungen, bei Lord Carnavon und bei Carter passiert ist."

„Da gab es eine ganze Reihe unglücklicher Umstände. Es ist doch nicht unnatürlich, wenn im Verlauf von zehn Jahren nach einer Ausgrabung der eine oder andere Expeditionsteilnehmer stirbt", sagte ich.

Aber Happy war noch nicht zu Ende: „Ich habe Sie sagen hören, Sahib, dieser Pharao sei ein noch bedeutenderer als Tutanchamon. Deshalb wird auch sein Fluch größere Wirkung haben."

(Fortsetzung folgt)

Noch in der Nacht beging Stalins Frau Selbstmord

Du bist dran, Fjedor Iwanowitsch!" In einer Ecke des Aufenthaltsraumes für Chauffeure in der Kreml-Wache sitzen zwei Fahrer der Regierungswagen über dem Schachspiel. Sie haben eben die zweite Partie begonnen. Der eine Schachpartner blickt auf seine Armbanduhr, als er die Stundenschläge der Kreml-Uhr hört:

„Schon zwei Uhr, und sie tagen immer noch."

Ein jüngerer Mann schiebt ein paar

Treue Ehefrauen fordert Stalin von seinen Mitarbeitern. Seine strenge Moralauffassung wird selbst von seinen Feinden zugegeben. Der Diktator ist über jeden Verdacht erhaben, wenn er beispielsweise eine Ballerina zu sich in den Kreml kommen läßt, wie die junge russische Tänzerin Karin (Bild rechts). Eine der treuen Ehefrauen zeigt unser unteres Bild: Frau Woroschilow, dunkles Kleid, stößt auf einer Party mit Jovanka Tito und Frau Furzewa (rechts) an.



DER KREML
Hinter den Kulissen der Weltpolitik
von Rudolf Schwarz



Holzscheite in den großen kupfernen Ofen, der noch aus der Zarenzeit stammt. Fröstelnd reibt er sich die Hände.

„Ganz schön kalt, heute nacht", sagt er. Dröhnend lacht einer der älteren Chauffeure.

„Wohl noch keine kalte Moskauer Winternacht mitgemacht, Bürschchen, he? Hättest mal 1941 dabei sein sollen, als wir die Deutschen vor Moskau zurückschlugen."

„Was hat sich in diesen fünfzehn Jahren doch alles ereignet", sagt der eine Schachspieler und schiebt auf dem Brett einen Bauern vor. Er hat es leise gesagt, so wie man in Gedanken vor sich hinspricht, aber die Männer haben es gehört, und plötzlich hängt ein bedrückendes Schweigen in dem Raum. Sie, alte, vielfach gesiebte Mitglieder der Kommunistischen Partei, haben in diesen Jahren oft umlernen müssen. Was zu Lebzeiten Stalins als Dogma gegolten hat, als unantastbare Wahrheit, das ist nach seinem Tode nicht mehr mit soviel Sicherheit vertreten worden. Ihr Beruf hat es mit sich gebracht, daß sie viel herumkommen, viel sehen und auch manches hören, mehr sehen und hören als andere Sowjetbürger. Aber sprechen..., sprechen tun sie darüber nicht. Das tut in dieser Stunde ein anderer, oben im St.-Andreas-Saal, wo einst der Thronhimmel des Zaren gestanden hat. Er, Nikita Chruschtschow, Erster Parteisekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, spricht ungehemmt das aus, was viele Parteimitglieder und hohe Funktionäre kaum in ihren geheimsten Gedanken zu sagen gewagt haben:

„Stalin glaubte, er könne alles allein entscheiden und brauche nur noch Statisten. Er behandelte alle anderen so, daß sie ihm nur noch zuhören und Beifall klatschen durften."

Wie hat sie ihn einst angebetet . . .

Viele Delegierte, die in diesem Saal noch gehorsam Beifall geklatscht haben, wenn der Name Stalin gefallen ist, fragen sich insgeheim, woher der Erste Parteisekretär den Mut zu so kühnen Worten nimmt. Gewiß, es hat auch schon vor diesem XX. Parteitag leise Anzeichen der Kritik an Stalin gegeben, aber den jahrelang vergötterten Heroen des Sowjetreiches nun zum gemeinen Mörder und Verbrecher zu stempeln, das ist schon eine Sensation, die es wert ist, sich die Nacht vom 25. zum 26. Februar 1956 um die Ohren zu schlagen. Und da hallen wieder die Worte Chruschtschows durch den langgestreckten Saal:

„Es ist klar, daß Stalin sich in einer ganzen Anzahl von Fällen als intolerant und brutal erwies und daß er seine Macht mißbrauchte. Anstatt seine politische Korrektheit zu beweisen und die Massen zu mobilisieren, schlug er oft den Weg der Unterdrückung und physischer Vernichtung ein, und zwar nicht nur gegen tatsächliche Feinde, sondern auch gegen Personen, die keine Verbrechen gegen die Partei und die Sowjetregierung begangen hatten."

Chruschtschow verschweigt, obwohl er von zahlreichen Verbrechen Stalins berichtet, daß sogar die eigene Frau des Diktators, Nadeschda Allelujewa, indirekt ein Opfer dieser Säuberungen geworden ist.

*

1932. Zerlumpte, bis auf die Knochen abgemagerte Gestalten schleppen sich über die staubigen ukrainischen Landstraßen, ziehen mit aufgehaltenen mageren Händen durch die Straßen der kleinen Städte, bis sie von der Miliz davongejagt werden. In ihren tief eingefallenen Augenhöhlen ist der dumpfe Blick der leidenden Kreatur.

„Chljeb! Brot!" stammeln die Elendsgestalten, und ihre Hände recken sich flehend einer schwarzgekleideten Frau entgegen, deren Habitus darauf schließen läßt, daß sie zu den bessergestellten Funktionärsfamilien gehören muß. Große traurige Augen blicken aus dem bleichen, schlanken Gesicht.

Helfen? Ja, sie, die Nadeschda Allelujewa Stalin, möchte helfen, sie möchte es hinausschreien: „Ich, Stalins Frau, bin mitschuldig an eurem Unglück. Ich habe stillschweigend geduldet, daß er so grausam, so unbarmherzig gehandelt hat."

Sie weiß es seit vielen Jahren, daß Stalin ein grausamer Tyrann ist. Seine Härte hat sie oft genug zu spüren bekommen, aber meistens hat sie leidend geschwiegen, sich zurückgezogen. Und wie hat sie ihn einst angebetet, als sie noch Angestellte im Sekretariat des Genossen Lenin gewesen ist...

Den „Stählernen" gefesselt

Diesem schwarzgelockten jungen Mann, den sie den „Stählernen" nennen, geht in den Revolutionsjahren der Ruf eines Draufgängers voran. Er taucht öfters in Lenins Sekretariat auf, um sich neue Direktiven von dem Führer des bolschewistischen Rußlands zu holen. Denn Stalin ist in diesem Sommer 1918 nicht nur Volkskommissar für Nationalitäten, sondern auch Lenins „Reisender in Terror".

Eines der jungen Mädchen in Lenins Sekretariat, gerade 18 Jahre alt, schaut etwas länger von ihrer Arbeit auf, wenn Stalin das Büro betritt. Nadeschda Allelujewa, Tochter eines Petersburger Arbeiters, gefällt die kecke, forsche Art des georgischen Revolutionärs.

Nadeschda, deren Name zu deutsch Hoffnung bedeutet, ist sehr hübsch, und die dunklen, schönen Augen haben wenig Mühe, den „Stählernen" zu fesseln. Zuerst wechselt das junge Mädchen das Büro. Nun arbeitet sie im Grand-Hotel „Sibirien" in der Moskauer Machowajo-Straße, dem Sitz des Volkskommissariats für Nationalitäten. Täglich fährt sie mit der einzigen Straßenbahn, der Linie 8, die im Sommer 1918 in Moskau noch in Betrieb ist.

Acht Stunden und länger sitzt sie dann in dem kleinen gelben Zimmer, und wenn sie einmal von ihrer Schreibmaschine zur Decke aufblickt, dann sieht sie große gelbe Vögel über ihrem dunklen, gescheitelten Haar kreisen. Wenn „Sosso", so nennt sie Stalin zärtlich, einmal auf Reisen ist, dann träumt sie manchmal davon, wer in diesem Hotelzimmer wohl alles gewohnt hat.

Sie träumt jetzt oft, die junge Nadeschda, auch wenn sie aus ihrer Zweizimmerwohnung im Kreml auf die Türme und Kuppeln der alten Zarenzwingburg herabblickt. Nadeschda erwartet ein Kind.

„Wenn es ein Sohn wird", sagt Nadeschda und schmiegt sich zärtlich an ihren heimgekehrten Sosso, „dann möchte ich ihn Wassilij nennen."

„Nach dem Heiligen, dem diese Kirche da geweiht ist?" fragt Stalin stirnrunzelnd und weist aus dem Fenster auf die Kuppeln der Basilikus-Kathedrale.

„Warum nicht, Sosso?" lacht Nadeschda, „ich liebe diese prächtige Kathedrale."

Stalin, der ehemalige Zögling eines

Priesterseminars, wird dieser Laune seiner Frau noch nachgeben. Er entschließt sich sogar, eine alte bourgeoise Formalität zu erfüllen und mit seiner Frau aufs Standesamt zu gehen, obwohl in jenen Jahren die freie Liebe gleichsam zum Parteiprogramm der Bolschewisten gehört. Die Genossen nennen das im „freien Bunde" zusammen leben.

Im Kreml versteht man keinen Spaß

Der Standesbeamte Pietuchow ist darum angenehm überrascht, als er in seiner schmucklosen Kanzlei einen Volkskommissar mit einer hübschen Genossin trauen soll. Der Bräutigam hat einige Freunde mitgebracht, den georgischen Fürsten Budu Mdwani, den Stalin später erschießen lassen wird, und Jascha Swerdlow, den Präsidenten des Zentralen Exekutivkomitees, er ist nach westlichen Begriffen das Staatsoberhaupt. Er wird im folgenden Jahr sterben.

Der Standesbeamte, ein schmächtiges Männchen, taucht umständlich die Feder in das Tintenfaß und schreibt die Namen der Brautleute in das Standesamtsregister. Stalin hat seine Militärmütze auf den Tisch gelegt. Seine linke Hand steckt in den weiten Taschen des langen Militärmantels, die rechte greift nach der schmalen Hand seiner jungen Frau, sie ist fast zweiundzwanzig Jahre jünger. Der Standesbeamte versucht, eine Rede zu halten:

„Die Sowjetrepublik begrüßt diejenigen Bürger, die auf dem Standesamt heiraten... Genosse Lenin hat gesagt, Religion ist Opium fürs Volk. Wir können..."

Stalin winkt unwillig ab:

„Schon gut! Wir wissen, was Genosse Lenin gesagt hat."

Lärmend verläßt die Gesellschaft den Raum. Kopfschüttelnd blickt ihr der Standesbeamte nach.

„Wißt ihr was", ruft Stalin fröhlich aus, „wenn wir jetzt ans Kremltor kommen, dann schreien wir alle: ‚Nieder mit den Bolschewisten. Es lebe die verfassunggebende Versammlung!' Ich möchte dann das Gesicht des Genossen Peterson sehen."

Peterson ist der Kommandant der Kremlwache, die von lettischen Scharfschützen gestellt wird.

Das junge Intellektuellengesicht des Genossen Swerdlow verzieht sich zu einer ängstlichen Grimasse. Er rückt nervös an seiner ovalen Nickelbrille.

„Also, ich werde dann vorher aussteigen, damit sie mich nicht zu sehen bekommen. Und du", wendet er sich an Stalin, „wirst wahrscheinlich eher Petersons Maschinengewehre hören als sein Gesicht sehen. Am Eingang zum Kreml verstehen sie nicht viel Spaß!"

„Also gut", lenkt Stalin ein, „ärgern wir den Genossen Peterson lieber nicht."

Die Hochzeitsgäste, zu denen auch die Generale Timoschenko und Woroschilow gehören, lassen es sich an der reichgedeckten Tafel gut schmecken. Nach kaukasischem Sakuski, einem Ostseehering, wird geräucherter Stör und Kaviar serviert, dann wird kaukasisches Huhn aufgetragen, dazu trinken die Gäste kaukasischen Wein. Als Nachtisch gibt es einen von Stalin selbst zubereiteten Obstsalat. Den hungernden Sowjetbürgern sind solche Delikatessen schon seit Jahren nicht mehr unter die Augen gekommen, aber wer im Kreml lebt, lebt angenehm. In eigenen Läden können die neuen Herren all die Waren und Lebensmittel kaufen, die längst aus den Schaufenstern verschwunden sind.

Glücklich küßt Stalin seine junge Frau. Die georgischen Gäste rufen daraufhin lachend:

„Gorko! Gorko!"

Das heißt soviel wie bitter. Stalin soll süßer küssen, lachend unterwirft er sich der Sitte seiner Heimat und umarmt seine Frau erneut.

DER KREML

„Warum habt Ihr euch überhaupt registrieren lassen?" fragt einer der Gäste. „Ihr hättet doch genauso gut im freien Bunde zusammenleben können wie die anderen Genossen."

Stalins Gesicht wird ernst.

„Wir sind nicht mehr Mitglieder einer kleinen illegalen Partei. Wir sind die Regierung. Wenn wir luxuriös und ausschweifend leben, so werden unsere Feinde es nicht schwer haben, unsere schwachen Seiten anzugreifen. Die führenden Männer der Regierung müssen treue Ehefrauen haben, nicht Weiber, die man heute heiratet und nach einigen Monaten wieder aufgibt. Wir sollten uns nicht paaren wie die Hunde auf der Straße."

Die Hochzeitsgesellschaft ist plötzlich sehr still geworden. Stalin hat hier an Dinge gerührt, über die man sonst nicht spricht. Die freie Liebe ist in der Frühperiode des bolschewistischen Rußlands eine durchaus legitime Form des Zusammenlebens. Die Kritik Stalins verrät, daß er den strengen georgischen Auffassungen von Sitte und Familie nicht ganz entwachsen ist. Unter seiner Herrschaft werden dann auch die Ehegesetze wieder verschärft, die Scheidungen erschwert werden.

Stalin heiratet in der Kirche

Stalin ist freilich in seiner Jugend keineswegs prüde gewesen. Die Fama berichtet von einigen Liebesabenteuern:

im Alter von 18 Jahren... Lydia Chorawa, Tochter eines georgischen Fürsten. Ein Mädchen von großer Schönheit und leidenschaftlichem Temperament. Der Vater verhinderte eine Ehe.

im Alter von 21 Jahren... Tamara Kiknadse. Reiche Kaufmannswitwe. Sechs Jahre älter als Stalin. Nach acht Monaten löst die Geliebte die Verbindung aus Furcht vor der zaristischen Geheimpolizei, die Stalin sucht.

Weit zurück im Dunkel der Erinnerung liegt die erste Ehe Stalins mit Jekaterina Swanidze, einem frommen Mädchen aus seinem Heimatdorf. Ihr Bruder wird einmal Präsident der Sowjetbank für Außenhandel werden. Im Juni 1904 haben sie in Gori geheiratet. Empört hat ihn die Mutter damals zur Rede gestellt, als sich Stalin zunächst geweigert hatte, sich kirchlich trauen zu lassen.

„Wenn du nicht anständig in der Kirche heiratest, will ich dich nie wiedersehen."

Die Hände hat die Mutter zum Himmel erhoben:

„Man denke nur! Mein Sohn, der solch eine Sünde begehen will."

Selbst ist sie nach Gori zum Popen Kurdiani gefahren und hat das Aufgebot bestellt.

Die Ehe ist glücklich gewesen, weil die junge Frau zu Stalin wie zu einem Halbgott aufgesehen hat. Während Stalin auf der Flucht vor der zaristischen Geheimpolizei ist, hat seine Frau einem Knaben das Leben geschenkt. Der Junge wird auf den Namen Jakob getauft. Viele Jahre später, im zweiten Weltkrieg, wird einmal von ihm die Rede sein, als ihn die Deutschen gefangennehmen, aber Jakob Dschugaschwili, so lautet der Familienname Stalins, wird nichts von seinem Vater erzählen, dem er stets aus dem Wege gegangen ist.

Wenige Jahre sind seit der Hochzeit vergangen. Da stirbt Jekaterina plötzlich. Ein Jugendfreund Stalins erzählt über das Begräbnis:

„Er war sehr niedergeschlagen. Das bleiche Gesicht dieses harten Mannes spiegelte die Herzensqual wider, die ihm der Verlust seiner treuen Gefährtin verursachte. Als der bescheidene Zug am Friedhofstor angelangt war, drückte mir Koba (so wurde Stalin genannt) innig die Hand, wies zum Sarg und sagte: ‚Soso, dieses Wesen konnte mein steinernes Herz weich machen. Sie ist tot, und mit ihr starben meine letzten warmen Gefühle für alle menschlichen Wesen dahin.' Er legte seine Rechte ans Herz: ‚Da drinnen ist alles so verzweifelt, so unsagbar verzweifelt!'"

Hört doch mit dem Morden auf!

Von dem Tag an, an dem er seine Frau begrub", so erzählt der Jugendfreund weiter, „hatte er tatsächlich die letzten Spuren menschlichen Fühlens verloren. Sein Herz füllte sich mit dem unaussprechlichen bösartigen Haß, den sein grausamer Vater ihm schon einzuflößen begonnen hatte, als er noch ein Kind war. Rücksichtslos sich selbst gegenüber, wurde er rücksichtslos gegen alle Menschen."

Noch einmal wird aus seinem Herzen der „unaussprechliche bösartige Haß" verdrängt, als er sich in die Genossin

Was bedeutet?

KPdSU: Abk. für Kommunistische Partei der SU. Entstand 1903 aus der Spaltung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands in eine radikale Mehrheit (Bolschewiki) und eine gemäßigte Minderheit (Menschewiki). Endgültig wurde die Partei unter der Führung Lenins 1912 auf der Prager Parteikonferenz auch organisatorisch von den Menschewiki getrennt und als selbständige SDAPR (B) formiert. Bis zur Februarrevolution 1917 arbeitete die Partei illegal. Nach dem Sturz des Zarentums durch die bürgerliche Revolution war bei der Überleitung von der bürgerlichen in die proletarische Revolution die KPdSU als straff organisierte „Vorhut der Arbeiterklasse" maßgeblich beteiligt. Die revolutionäre Machtübernahme mit dem Ziel der Diktatur des Proletariats erfolgte im Oktober 1917. Nach Lenins Tod im Jahre 1924 riß Stalin die Parteiführung an sich und beseitigte mit Hilfe der Geheimpolizei seine Gegner (Trotzki, Bucharin, Sinowjew, Kamenjew usw.). Seit dem XIV. Parteitag 1925 trug die Bolschew. Partei den Namen KPdSU (B); seit dem XIX. Parteitag im Okt. 1952 KPdSU.

Allelujewa verliebt. Stalin bewegt sie, ihren Sekretärposten aufzugeben, damit man ihm nicht nachsagen könne, er treibe Vetternwirtschaft. Doch die Hausfrau Nadeschda Allelujewa Stalin, frei von der täglichen Berufsarbeit, erkennt erst, zu welcher Grausamkeit und Brutalität ihr Mann fähig ist.

Als zu ihr die Nachricht dringt, daß Stalin im Kaukasus Hunderte von Geiseln, Männer und Frauen, hat erschießen lassen, flüchtet sie zu Lenin.

„Onkel Wowa", schluchzt sie, „hört doch endlich auf mit dem Morden!"

Der Führer des bolschewistischen Rußlands zieht sein Asketengesicht in traurige Falten. Er wiegt, die Augenbrauen hochgezogen, bedächtig seinen fast kahlen Schädel.

„Mein Täubchen, ich weiß, es ist entsetzlich, aber dennoch nötig."

In der Nacht wird die Hebamme in den Kreml gerufen. Nadeschda Allelujewa liegt in den Wehen. Als ihr die Wehmutter schließlich den Knaben zeigt, flüstert die junge Mutter:

„Er soll Wassilij heißen!"

Es ist der Name jenes Heiligen, nach dem die Kathedrale auf dem Platz vor dem Kreml benannt ist.

Wenige Jahre später, Lenin ist gerade gestorben, wird die Tochter Swetlana geboren, an der Nadeschda mit großer Liebe hängt. Von Stalin und dem politischen Leben zieht sich die junge Frau allmählich immer mehr zurück. Sie läßt ihren Mann nicht im Zweifel darüber, wie sie über seine Grausamkeiten denkt.

Als er im Jahre 1928 an das Schwarze Meer zu einer Flottenbesichtigung reisen will, fordert er sie auf, mitzukommen. Nadeschda schüttelt langsam den Kopf. Sie blickt mit schwermütigen Augen aus dem Fenster auf die Türme des Kreml, auf die Kuppeln der Kirchen. Hinter ihrem schmalen Rücken fragt drängend, fast bittend, die heisere Stimme des Mannes, den sie einmal geliebt hat, ja bewundert hat:

„Interessiert es dich denn gar nicht, mal auf Reisen zu gehen, möchtest du keine neuen Gesichter sehen?"

Müde kommt vom Fenster die leise Antwort:

„Wen kann ich denn schon in deiner Umgebung sehen? Nur die Rücken und Nacken der Leute, die Kotau vor dir machen."

Etwas schroff klingt Stalins Erwiderung:

„Das ist doch gleichgültig. Du kommst mal unter Menschen, kannst dir ein Urteil bilden."

Nadeschda lacht höhnisch:

„Findest du daran Vergnügen?"

Angstvoll horcht sie auf verdächtige Geräusche

Seit einem Jahr hat Nadeschda die Mauern des Kreml nur verlassen, wenn sie nach Perwuchino gefahren ist. Dort, in der Nähe von Moskau, besitzt Stalin eine Datscha, die später Molotow übernehmen wird. Hier spielt Nadeschda schwermütige russische Weisen auf dem Klavier oder übt sich im Harfenspiel. Aufmerksam hört dabei die kleine Swetlana zu. Dieses Kind hat Stalin ihr gelassen, der Sohn Wassilij wird im Kreml erzogen, unbeeinflußt von der Mutter, so hat es Stalin befohlen.

Die düsteren Kremlmauern schützen und trennen die Mächtigen des Sowjetreiches von dem Volk, aber die Männer, Frauen und Kinder, die hinter den gewaltigen Quadern leben, empfinden oft genug die selbstgewählte Isolierung als bedrückend. Stalins Sohn Wassilij wird einige Jahre später versuchen, dieser dumpfen Atmosphäre zu entfliehen, und noch stärker fühlt sich die sensible Nadeschda eingeengt. Als sie wieder einmal einen Streit mit Stalin hat – es geht um das Recht Stalins, von einem Sonderkonto unbegrenzte Summen abheben zu können –, wirft sie ihm vor:

„Das fehlt uns noch: zu den Kremlmauern und all den anderen Grenzen nun auch noch diese Geldwand, die uns vom Volk trennt."

Stalin macht eine wegwerfende Handbewegung.

„Man kann seine eigene Meinung darüber haben, aber ein solches Problem mit kleinbürgerlichen Argumenten zur Debatte zu stellen, das geht zu weit. Das ist mir zuwider!"

Wütend geht er zur Tür und knallt sie hinter sich zu, die Frau mit ihrer Verzweiflung allein lassend. Die Verzweiflung bohrt in die Seele der empfindsamen Frau unheilbare Wunden. Oft überkommt sie die Furcht, daß Stalin sie umbringen lassen könnte. Angstvoll horcht sie in ihrer Wohnung nachts auf verdächtige Geräusche. Und dann kommt es eines Tages zum Kurzschluß.

Nach einer Reise durch die Hungergebiete der Ukraine, sie hat eine sterbende Kusine in Nikolajew besucht, wendet sie sich noch einmal an Stalin und bittet ihn, das Todesurteil von einem jungen Ingenieur abzuwenden, von dem sie weiß, daß er unschuldig ist. Seine einzige Schuld ist es, daß er in seinen Reden, er ist mit dem Lenin-Orden ausgezeichnet worden, nicht Stalins Verdienste erwähnt hat. Darum soll er sterben.

„Ändere das Urteil", bittet Nadeschda ihren Mann. Stalin geht zum Telefon, spricht mit dem Chef der Geheimpolizei:

„Das Urteil an Kowarski soll sofort vollstreckt werden!"

In dieser Nacht zum 9. November 1932 beendet Nadeschda Allelujewa Stalin ihr Leben. Auf dem Selbstmörderfriedhof des Klosters Nowo-Diewitschi wird sie neben dem Grab des Fürsten Kropotkin, des Führers der Anarchistenbewegung, beigesetzt. Eine Woche verbringt der Witwer in völliger Einsamkeit. Aber der Tod der Frau hat sein steinernes Herz nicht mehr erweichen können. Grausamer noch als zuvor wird er in den nächsten Jahren die Peitsche des Terrors schwingen.

Von den unsagbaren Leiden, den Foltern in den GPU-Gefängnissen, vom Sterben ungezählter Männer und Frauen wird viele Jahre später der Genosse Chruschtschow den Delegierten des XX. Parteitages ein so dramatisches Schreckensbild entwerfen, daß einige weibliche Delegierte in Ohnmacht fallen. Denn das haben die braven Klassenkämpferinnen wirklich nicht gewußt.

Im nächsten Heft:

Die letzte Chance, Stalin abzusetzen · Der Roboter des Kremls · Darum müssen die Bauern sterben

Heinrich Emanuel

Roman von Heinz Günther-Konsalik

Nach drei mehr oder weniger ruhigen Jahren in Detmold wird Reichswehrhauptmann Heinrich Emanuel Schütze nach Berlin versetzt. Stolz reist er, der unbelehrbare Militärenthusiast und Patriot, mit seiner Frau Amelia und seinen drei Kindern in die Reichshauptstadt, an den „Puls der Nation", wie er es nennt. Kaum am Bahnhof ausgestiegen, bekommt Schütze diesen Pulsschlag schon zu spüren: Eine Gruppe demonstrierender Kommunisten fällt über den Hauptmann in Uniform her und verprügelt ihn so, daß er wochenlang im Lazarett liegen muß.

Das erste, was Heinrich Emanuel Schütze nach seiner Genesung in einem Zimmer der Kriegsschule aufstellte, war ein Sandkasten. Mehr denn je galt es jetzt, den Wehrgedanken in den jungen Menschen zu wecken.

General von Seeckt war 1926 durch ein Mißtrauen aller Parteien gestürzt worden. 1928 folgte ihm der Reichswehrminister Geßler, nachdem bekannt geworden war, daß die von Seeckt schon seit 1923 betriebene heimliche Aufrüstung der Reichswehr mit Geldern bezahlt wurde, die dem Staat durch geschickte Manipulationen entzogen worden waren.

Der neue Reichswehrminister Wilhelm Groener stand jetzt so entblößt vor der Kritik der Parteien, daß die Reichswehr fast ständig angegriffen wurde. Auch der neue Chef der Heeresleitung, General Heye, zog sich wie eine Schnecke in seinen Bau zurück und gab die Parole aus: Sorgt für Beruhigung, aber macht heimlich so weiter. Wir haben die Pflicht, Deutschland vor allem zu schützen, was nicht militärisch denkt!

Hauptmann Schütze fühlte sich berufen, solch ein Schützer zu sein. Er haßte den Kommunismus aus tiefster Seele. Er mußte es, denn jeden Morgen beim Rasieren wurde er an ihn erinnert: unter der Nase war von der Schlägerei am Bahnhof Zoo eine Narbe übriggeblieben. Nicht groß – aber sichtbar wie eine leichte Mensur.

Schütze verbarg sie schließlich durch einen schmalen Schnurrbart; aber das erinnerte ihn noch mehr an den Kommunismus, bei jedem Griff an die Nase.

Da es befohlen war, bekämpfte er die NSDAP mit dem gleichen Eifer wie den Kommunismus. Vor allem bei den jungen Fähnrichen und Leutnants.

„Für uns", dozierte er mit schöner Regelmäßigkeit, „gibt es nur einen Gedanken: Unsere Reichswehr und ihre Stärke! Man sagt uns, wir hätten den Krieg verloren. Wir werden jetzt den Frieden gewinnen!"

Beim Gang vom Unterrichtsraum zum Kasino kam Schütze auch am Schwarzen Brett der Kriegsschule vorbei. Es diente wie alle Schwarzen Bretter dazu, den Dienstplan, Mitteilungen, Beförderungen, Veranstaltungen und Nachrichten auszuhängen.

Heinrich Emanuel war schon an der großen Tafel vorbeigegangen, als sein Schritt stockte. Es war ihm, als hätte er im Vorbeigehen an der Tafel etwas Fremdes gesehen. Etwas Unglaubliches.

Er drehte sich um und starrte die Tafel an.

Dort, wo der Dienstplan hängen sollte, war ein Zeitungsblatt mit Heftzwecken angenagelt worden. Ein Zeitungskopf mit Balkenschrift und einem Adler in der Mitte, der in den Krallen ein umrandetes Hakenkreuz hielt. *Völkischer Beobachter*, schrie die Schrift.

Hauptmann Schütze sah sich nach allen Seiten um. Der Flur war leer. Schnell trat er heran und überflog die rot angestrichenen Zeilen. Eine Rede Hitlers vom März 1929. Und darin ein Satz:

„Die Armee ist nicht mehr verpflichtet, diesem faulen und brüchigen Staat zu dienen, sondern dem deutschen Volk, das die Befreiung vom Parlamentarismus herbeisehnt."

„Unerhört!" sagte Heinrich Emanuel laut. Er riß das Zeitungsblatt ab, steckte es in die Tasche und ging ins Kasino zum Mittagessen.

Als er zum Nachmittagsunterricht wieder am Schwarzen Brett vorbeiging, hing ein neuer Zettel daran. Ein Flugblatt mit einem Hakenkreuz.

„Der deutsche Soldat, der national denkt, muß heute ein Revolutionär sein ..."

„So eine Sauerei!" sagte Hauptmann Schütze, riß das Blatt ab und stürmte in den Unterrichtsraum.

„Ich bin empört!" schrie er mit heller Stimme. „Bevor ich dem Kommandeur Meldung mache, bitte ich Sie, meine Herren, um Diskretion. Wir wollen das unter uns erledigen. Ich appelliere an Ihr Ehrgefühl als künftige Offiziere." Er zog die beiden Blätter aus der Tasche, strich sie glatt und hielt sie hoch. Alle sahen es. „Das fand ich soeben an der Tafel!" Schützes Stimme bebte. „Wer dies daran geheftet hat, möge sich nach der Stunde allein bei mir melden. Ich hoffe, daß der oder die Täter genug Courage haben, für ihre Tat einzustehen!"

Es meldete sich niemand.

Heinrich Emanuel war enttäuscht. Er wartete eine halbe Stunde allein im Unterrichtsraum. Als niemand kam, ging er mit einem unguten Gefühl nach Hause.



Tausende demonstrierten vor dem Reichsgericht in Leipzig für Hitler, der an diesem 25. September 1930 im Prozeß gegen die drei Reichswehroffiziere als Zeuge auftrat. Seine vor dem Gericht abgegebene Legalitätserklärung und seine Versicherung, jeder Versuch, die Reichswehr zu zersetzen, sei Wahnsinn, machte ihm, der seit wenigen Tagen Führer der zweitgrößten Partei war, die kommenden Verhandlungen mit den Reichswehrführern möglich und veranlaßte sie schließlich auch, seiner Machtergreifung zuzustimmen.

Am nächsten Morgen hing eine neue Ausgabe des Völkischen Beobachters am Brett, und zwanzig Fähnriche standen davor. Einer las den Text einer Rede Hermann Görings vor.

Schütze brüllte. Er änderte den Unterrichtsplan und marschierte mit den Fähnrichen hinaus. „Ich weiß, es ist unwürdig eines Fähnrichs, wie ein kleiner Rekrut behandelt zu werden", schnarrte er. „Aber anscheinend wollen Sie es nicht anders, meine Herren!"

Er jagte die Fähnriche durchs Gelände, ließ sie unter der Gasmaske singen, machte einen Dauerlauf unter Gasalarm, ließ die Jungens im angenommenen Trommelfeuer robben... Nach zwei

Schütze

Stunden lagen sieben Fähnriche keuchend an einer Böschung und wurden von einem mitgenommenen Sanitäter in der Herzgegend massiert.

Hauptmann Heinrich Emanuel Schütze ließ wieder antreten. Langsam ging er von Mann zu Mann. Jedem blickte er starr in die Augen. Alle flatterten, alle wichen seinem Blick aus.

„Wer war es?" fragte er heiser.

Niemand meldete sich.

*

Als sie in die Kriegsschule zurückkamen, hing ein neues Blatt am Schwarzen Brett. Auszüge aus dem Parteiprogramm der NSDAP.

Die Fähnriche starrten ihren Hauptmann an. In ihren Augen lag die ganze Trauer unschuldig geprügelter Jungen. Wortlos riß Schütze den Zettel ab, drehte sich um und verließ den Flur.

Aber er ging nicht weit. In einer leeren Klasse setzte er sich hinter das Pult und wartete. Als es sieben Uhr abends war, verließ er die Klasse und rannte auf das Klosett, das dem Schwarzen Brett gegenüberlag. Die Fähnriche lagen auf ihren Stuben oder hatten Ausgang. Der Flur war ausgestorben bis zum nächsten Morgen. Das Klosett würde am Abend nicht mehr benutzt werden.

Mit klopfendem Herzen stand Hauptmann Schütze hinter der Klosett-Tür und lauschte.

Fast eine Stunde stand er so. Dann hörte er Schritte. Deutlich vernahm er in der Stille des Flures das Knarren von Stiefeln. Die Sohlen klapperten über die Fliesen. Es sind mindestens zwei, dachte Schütze und preßte das Ohr gegen die Tür.

Die Schritte verstummten. Schütze atmete schnaufend. Jetzt standen sie vor der Tafel ... jetzt ...

Er öffnete seine Pistolentasche, nahm die Pistole heraus, steckte sie in den Waffenrock und riß mit einem Ruck die Tür auf. Sie krachte gegen die Wand.

Vom Schwarzen Brett wirbelten zwei schlanke Gestalten herum. Eine von ihnen hielt eine Ausgabe der NS-Zeitung in der Hand, die andere eine Schachtel mit Heftzwecken. Zwei Leutnants. Zwei Absolventen der Offiziersreitschule.

Heinrich Emanuel Schütze trat mit drei schnellen, großen Schritten auf sie zu. Die Erregung ließ ihn nach Worten ringen; sie sprangen von seinen Lippen wie schwere Steine.

„Zwei Offiziere!" sagte er heiser. „Es ist eine Schande, meine Herren! Als Ihr Vorgesetzter mache ich von meinem Recht Gebrauch, Untaten auf frischer Tat zu ahnden. Ich verhafte Sie hiermit und bitte Sie, mir zu folgen!"

Die beiden jungen Leutnants standen stramm. Dann nestelten sie an ihren Pistolentaschen, holten die Waffen heraus und reichten sie Schütze. Er nahm sie, steckte sie ein und sah in die noch kindlichen Gesichter seiner Verhafteten. Einer von ihnen war blond, wie sein Christian-Siegbert.

„Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?" sagte er tief atmend.

„Wir sind der Überzeugung, daß die









Heinrich Emanuel Schütze

Zukunft beim Nationalsozialismus liegt", sagte der blonde Leutnant.

„Ihr Spinner!" Schütze nickte zum Ausgang hin. Die beiden Leutnants gingen, hocherhobenen Hauptes. Schütze folgte ihnen in drei Schritten Abstand, nachdenklich und wütend darüber, daß ihm die jungen Kerle innerlich leid taten.

Der Kommandeur war entsetzt, als Heinrich Emanuel den Vorfall meldete und die beiden Leutnants ablieferte.

„Um Gottes willen, Schütze", sagte er, als sie allein waren. „So diskret wie möglich! Wenn das bekannt wird... Ich verpflichte Sie zu völliger Schweigsamkeit!"

Es blieb nicht geheim. Schon am nächsten Morgen brachten alle Zeitungen die Verhaftung der Leutnants. Ein anderer, ebenfalls beteiligter Leutnant, hatte die Informationen der Presse gegeben und sich dann freiwillig als der dritte Verschworene gemeldet.

Von den Kommunisten bis zur SA fielen alle Parteien über die Reichswehr her. Hauptmann Schütze bekam Ausgehverbot. Es war damit zu rechnen, daß man ihn sonst auf der Straße totschlug.

Bleich saß er hinter den Fenstern seiner Wohnung im Grunewald und sah auf die Straße. SA-Leute gingen wie zufällig Tag und Nacht am Haus vorbei. Sie sahen nicht hinauf; aber Schütze wußte, daß sie alles bemerkten, was im Hause geschah.

*

Nach vierzehn Tagen wurde Hauptmann Schütze unter dem Geleit von drei bewaffneten Reichswehrsoldaten mit einem Dienstwagen von der Wohnung abgeholt und zur Kriegsschule gefahren. Jeden Tag hin und zurück.

Dreimal geschah es, daß SA-Männer den Wagen mit Steinen bewarfen und an der Straßenecke im Chor „Lümmel! Lümmel! Lümmel!" riefen. Hauptmann Schütze saß dann mit starrem Gesicht im Auto. Seinen Dienst in der Kriegsschule versah er korrekt, ohne jegliche persönliche Äußerung.

Nach vier Wochen mußte er versetzt werden.

„Verstehen Sie uns bitte", sagte der Oberst an der Kriegsschule. „Ihr gerechtes, forsches Auftreten war zu forsch. Man hätte den Vorfall vielleicht etwas diplomatischer lösen können..."

„Haben Sie denn Angst vor diesen Braunhemden?" fragte Heinrich Emanuel.

„Aber nein." Der Oberst lächelte mokant. „Wir können es uns im jetzigen Stadium unseres stillen Aufbaues nun nicht leisten, mit irgendeiner Partei Streit zu bekommen. Sie verstehen..."

„Nein!"

„Man sagt Schütze – und meint uns alle!"

„Ist das meine Schuld, Herr Oberst?" Hauptmann Schütze fühlte sich plötzlich zurückversetzt in das Jahr 1913. Damals hatte er im Manöver mit einer neuen Angriffstaktik beinahe den Kaiser besiegt und wurde zusammengeschrien, obwohl er im Recht war. Heute, 1930, säuberte er die Reichswehr von zersetzenden Elementen, und man fand ihn wieder völlig fehl am Platze.

„Was hat man mit mir vor?" fragte er heiser.

Der Oberst lächelte jovial. „Wie das klingt, lieber Schütze! Als ob Sie die Wahl hätten zwischen Erhängen und Enthaupten! Sie fallen die Treppe hinauf, nicht hinunter. Sie sollen ab sofort die Divisions-Zentrale für Drucksachen-Verwaltung übernehmen..."

„In... die Verwaltung?!" Schütze wischte sich über die Augen. „Das nennen Sie eine Beförderung? Dort kann ich verfaulen, und keiner merkt es!"

„Jeder andere würde Sie um diesen ruhigen Posten beneiden." Der Oberst erhob sich und streckte Schütze die Hand hin. „Sie scheinen Ihre Ziele zu hoch gesteckt zu haben, Herr Hauptmann", sagte er dienstlich knapp. „Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen auf Ihrem weiteren Weg alles Gute."

Dann stand Heinrich Emanuel auf dem Flur der Kriegsschule. Die Fähnriche, die an ihm vorbeigingen und grüßten, wußten noch nichts. Dennoch meinte Schütze in ihren Augen Schadenfreude zu sehen. Da stürzte er über den Flur hinaus und ließ sich nach Hause fahren.

*

Amelia war nicht da. Sie war mit den Kindern ausgegangen. Nicht allein; zwei Soldaten begleiteten sie wie eine Gefangene.

Heinrich Emanuel schloß sich in sein Arbeitszimmer ein. Er legte seine Orden vor sich hin und die Bilder, die ihm geblieben waren:

Als Fähnrich. Als junger Leutnant. Das Hochzeitsbild. Die ersten Bilder seiner Kinder. Beim Unterricht am Sandkasten. Beim Ausrücken zu einer Geländeübung...

Langsam legte er seine Pistole daneben. Dann zog er die Uniform aus, hängte sie säuberlich über einen Bügel, holte seinen Zivilanzug aus dem Schrank und zog ihn an.

Er schrieb ein paar Zeilen und zerriß sie wieder. Abschiedsbriefe sind Selbstanklagen, dachte er. Man wird auch so wissen, warum der Hauptmann Schütze sich eine Kugel in die Schläfe jagte.

Es war nicht schwer. Man mußte nur die richtige Stelle wissen. Schütze wußte sie.

Er nahm die Pistole, lud sie durch, setzte sie unterhalb des Haaransatzes an die Schläfe und suchte mit dem kalten Lauf die kleine Vertiefung zwischen Jochbein und Ohr. Schräg nach oben mußte man den Lauf halten, dann traf man das Gehirn. Wer geradeaus schießt, wird blind und überlebt.

Hauptmann Schütze schloß die Augen. Der Finger am Abzug der Pistole krümmte sich. Er dachte an seine Frau, die Kinder. Für euch alle tue ich es, dachte Schütze. Damit ihr wieder ruhig leben könnt...

In diesem Augenblick klirrte es im Zimmer. Schütze sprang auf. Ein dicker Stein war durch das Fenster geflogen und hatte die Scheibe zersplittert. Durch das gezackte Loch drang johlender Gesang aus Männerkehlen:

„Hängt ihn auf! Hängt ihn auf!" schrien sie. Und dann in schauerlichem Chor: „Deutschland erwache! Deutschland erwache!"

Mit drei großen Schritten hetzte Heinrich Emanuel ans Fenster. Er riß die Gardine von der Stange, stieß mit dem Ellbogen die Scheibe vollends durch und beugte sich hinaus.

Vor dem Haus standen zehn SA-Männer in ihren braunen Uniformen. Sie hoben die rechte Hand, als sie Schütze sahen und brüllten lachend:

„Reaktionslümmel! Lümmel! Lümmel!"

Bei Schütze riß die letzte Beherrschung. Er stieß die Pistole durch das zerbrochene Fenster und schoß ziellos, blind vor Wut, mitten in den auseinanderspritzenden Haufen der SA-Leute.

Wie ein Spuk verflog das Gejohle. Nur einmal hörte Emanuel einen Aufschrei. Eine braune Gestalt schwankte; andere griffen zu und rissen sie aus dem Bereich des Fensters. Dann war die Straße leer. Nur hinter den Gardinen der anderen Häuser sah Schütze die Schatten von Neugierigen.

Langsam trat er ins Zimmer zurück, ging wieder an den Schreibtisch, hob den großen Stein auf und legte ihn zu den Bildern. Er gehört jetzt mit dazu, dachte er. Der letzte Stein meines Lebens.

Eine irre, verzweifelte Freude quoll in ihm auf. Er hatte auf seine Widersacher geschossen. Er ging nicht kampflos von dieser Welt. Mit einem Ruck setzte er die Pistole an die Schläfe.

Der Lauf war noch heiß. Aber das Schloß knackte nur, als er abdrückte. Das Magazin war leergeschossen.

*

Die Verhandlung gegen die drei Leutnants fand vor dem Reichsgericht in Leipzig statt. Reichswehrminister Groener blieb keine andere Wahl, nachdem der Fall soviel Staub aufgewirbelt hatte. Außerdem bereuten die drei Leutnants ihre Tat nicht, sondern bekannten sich offen zum Nationalsozialismus und zu dem Mann, der einmal Gefreiter gewesen war und sich Adolf Hitler nannte.

Unter starker Bewachung wurden nicht nur die drei Angeklagten nach Leipzig gebracht, sondern auch der Belastungszeuge – Hauptmann Heinrich Emanuel Schütze. Amelia und die Kinder begleiteten ihn wieder, allerdings in einem anderen Abteil des Zuges.

Vor dem Reichsgerichtsgebäude stauten sich die Menschen, als der Prozeß begann. Hundertschaften der Polizei standen den aufmarschierten Stürmen der SA gegenüber. Die roten Fahnen mit dem weißen Kreis und dem schwarzen Hakenkreuz beherrschten das Straßenbild. Sie knatterten im Wind wie Maschinengewehrfeuer. Berittene Polizei sperrte die Eingänge des Reichsgerichts ab. Das bei Leipzig stationierte Reichswehr-Regiment Nr. 11 hatte Vollalarm.

Dieser riesige Aufwand galt freilich weder dem Zeugen Schütze noch den drei Leutnants. Er galt einem anderen Zeugen, der vor dem Reichsgericht aussagen und bekunden wollte, daß die drei Leutnants im Sinne der deutschen Wehrpolitik gehandelt hätten.

Er mußte es wissen, dieser Zeuge. Denn er hieß Adolf Hitler.

Mit starrem Kreuz, hochaufgerichtet, in Paradeuniform, mit allen Orden stand Heinrich Emanuel Schütze im Gerichtssaal seinem großen Widersacher Hitler gegenüber.

Sie sahen sich kurz an, musternd, abschätzend. Der eine arrogant, mit mokantem Lächeln; der andere lauernd, interessiert, stumm fragend.

Schütze war enttäuscht, als er Hitler gegenüberstand. Ein mittelgroßer Mann. Schmächtig. Mit kurzem, schwarzem Schnurrbart.

Nur die Augen faszinierten. Sie waren hart und strahlend wie bei einem Hypnotiseur oder einem Morphinisten.

Heinrich Emanuel schob das Kinn vor und wandte sich den drei Leutnants zu. Was für ein lächerlicher Gernegroß ist dieser Mann, dachte er erschrocken. Mein Gott, sieht denn das niemand? Ein Gefreiter will Deutschland regieren, nur weil die Natur ihm eine große Schnauze mitgab?

Hauptmann Schütze sah wieder zu Hitler hinüber. Auch Hitler blickte zu ihm. Ihre Blicke kreuzten sich, und Hitler lächelte. Wirklich, er lächelte.

Heinrich Emanuels Aussagen waren in zehn Minuten beendet. Er schilderte zunächst knapp und sachlich die Überführung der drei Leutnants; aber mehrmals wurde er durch Zwischenrufe von Hitler-Anhängern aus dem Zuschauerraum unterbrochen.

„Die Reichswehr auf dem Lokus! Da gehört sie hin!"

Immer, wenn dieser Ruf erscholl, lächelte Hitler, breit und gemein. Der schwarze Schnurrbart zitterte vor Freude.

Schütze verlor nach dem zehnten Zwischenruf die Beherrschung.

„Wenn dieser Mann jemals die Geschicke Deutschlands lenken sollte", rief er, ohne zu wissen, warum er es tat, „wenn er jemals Reichskanzler wird... dann verteilt fünfzig Millionen Pistolen. Es ist besser, durch eigene Hand zu sterben als durch ihn!"

Hitlers Lächeln gefror. Sein Gesicht wurde bleich und kantig. Er drehte sich zum Richtertisch um und legte die Hand auf die Brüstung. Irgend jemand schrie in den Saal: „Knallt den Schuft nieder!"

Dann wurde Hitler aufgerufen und hielt seine Rede. Er sprach aus dem Stegreif, über eine Stunde lang. Er sagte als Zeuge aus und verkündete gleichzeitig vor dem obersten deutschen Gericht sein Parteiprogramm. Er redete mit fuchtelnden Händen, mit weit aufgerissenem Mund, mit zitternden Haaren.

Gebannt sahen ihm die Zuhörer zu. Atemlos lauschten sie seinen Worten: Richter, Angeklagte und Zuhörer.

Auch Heinrich Emanuel Schütze.

Er starrte auf Hitlers Mund, und die Worte hüllten ihn ein in eine heiße Wolke, die sich über und um ihn verbreitete. Er vergaß fast zu atmen. Ihm war, als hätte sich ein Tor geöffnet, durch das er in eine andere Welt blickte. Und diese Welt war sonnig.

Keine Arbeitslosen. Blühende Städte. Ein starkes, unbesiegbares Heer. Hohe Gehälter und Löhne. Eine glückliche Jugend, die singend hinter Fahnen und Standarten hermarschierte. Eine Welt, die Deutschland zu Füßen lag, Deutschland, dem stärksten Land der Erde. Deutschland, der Herren-Nation des Abendlandes.

Mit dem letzten Wort Hitlers schwand auch der Zauber. Die Nüchternheit des Gerichtssaales senkte sich wieder über die Köpfe – doppelt quälend nach all dem Kaskadenspiel von Worten und Versprechungen.

Hitler sah zu Schütze hinüber. Wieder trafen sich ihre Blicke. Heinrich Emanuel hielt dem Blick nicht mehr stand. Er senkte den Kopf, sah zur Seite und fühlte sich elend. So mußte es Hypnotisierten zumute sein, wenn sie erwachen. Sie erkennen ihre Welt nicht wieder. Sie ersticken im Katzenjammer.

Draußen spielte eine Kapelle das Deutschlandlied.

*

Die drei jungen Leutnants wurden zu je achtzehn Monaten Festungshaft verurteilt. In allen rechtsradikalen Blättern wurden sie als Märtyrer gefeiert.

„Ich mache sie zu Generälen!" soll Hitler nach dem Prozeß zu Göring gesagt haben. Dr. Goebbels hielt unter freiem Himmel eine Rede. „Man kann uns anstoßen, aber nicht umstoßen!" rief er, und die Massen jubelten ihm zu. „Wir sind Rempeleien gewöhnt... aber einmal werden wir den Remplern die Arme ausreißen!"

Man nahm es als drastisches Bild hin. Wer konnte ahnen, wie wörtlich es die Nationalsozialisten meinten?

Noch bevor die Leutnants ihre Strafe antraten, ließ sich Hauptmann Schütze beurlauben.

Er brauchte keine großen Untersuchungen über sich ergehen zu lassen. Man glaubte ihm, daß sein Gesundheitszustand nicht der beste sei und er dringend Schonung bedürfe. Man hatte auf diese Eingabe im geheimen sogar gewartet.

Die Familie Schütze fuhr für drei Monate nach Schlesien, zu Amelias Eltern auf Gut Perritzau bei Trottowitz.

Heinrich Emanuel Schütze

Der sehr gealterte Baron von Perritz war durch die Zeitungen über den Prozeß informiert. Er empfing seinen Schwiegersohn mit der Feststellung: „Erst der Kaiser – jetzt der Hitler! Du scheinst es darauf abgesehen zu haben, immer da anzuecken, wo man eigentlich einen Buckel machen sollte!"

Die weißhaarig gewordene Baronin kümmerte sich um Amelia und die Kinder. Vier Zimmer wurden ausgeräumt und anders möbliert. Jeder schien damit zu rechnen, daß die Familie Schütze nicht drei Monate, sondern für immer auf Perritzau bleiben würde.

Steuer-Amtmann Franz Schütze, Heinrich Emanuels Vater, lebte seit dem tragischen Selbstmord seiner Frau nur noch mummelnd in einem Zimmer zum Park hinaus. Als Heinrich Emanuel eintrat, breitete er die Arme aus. „Mein Junge!" sagte er mit zitternder Stimme. „Du kommst zurück! Wir haben den Krieg gewonnen, nicht wahr?"

Der Baron beugte sich rasch über den erstarrten Heinrich Emanuel.

„Seit einem Jahr ist er so", flüsterte er ihm ins Ohr. „Er lebt in einer anderen Welt. Er glaubt, es sei immer noch 1918. Der Tod deiner Mutter..." Er stieß Schütze in den Rücken. „Sag etwas, dann ist er glücklich!"

Heinrich Emanuel schluckte. Er trat auf seinen Vater zu, umarmte ihn, drückte den zitternden, lallenden Greis an seine Brust und streichelte die schlohweißen Haare.

„Ja, Vater, ja", sagte er mit gepreßter Stimme. „Wir haben den Krieg gewonnen. Ich bin wieder da..."

„Siebentausend Mark habe ich für dich gespart, mein Junge." Mit bebenden Fingern tastete Franz Schütze über das Gesicht seines Sohnes. „Mutter und ich... ganze siebentausend Mark. Du kannst sie haben. Wir haben es ja nur für dich getan."

„Danke, Vater. Vielen, vielen Dank." Schütze biß sich auf die Unterlippe. Er hätte schreien können vor Schmerz. Vorsichtig führte er seinen Vater zum Sessel zurück.

Der Alte ließ seine Finger über die Uniform gleiten. „Was bist du jetzt?" fragte er stolz.

„Hauptmann, Vater."

„Und wie geht es dem Kaiser?"

„Gut, Vater."

„Ist er nicht ein kluger Mann, unser Wilhelm? Ich führe euch glorreichen Zeiten entgegen, hat er gesagt. Und nun ist es soweit. Du bist da, und wir haben den Krieg gewonnen."

„Ja, Vater..." –

Sie sprachen noch ein paar Sätze. Dann schlief der alte Schütze plötzlich ein. Heinrich Emanuel merkte es erst, als die Atemzüge tief und regelmäßig wurden. Auf Zehenspitzen verließ er das kleine Zimmer.

Als er an der Tür zurückblickte, sah er, wie der Vater den Kopf zur Seite auf die Rückenlehne gelegt hatte. Er lächelte glücklich im Schlaf.

Sein Sohn hatte den Krieg gewonnen. Und dem Kaiser ging es gut.

*

Zwei Wochen saß Heinrich Emanuel auf Gut Perritzau herum. Dann wurde es ihm zu langweilig. In der dritten Woche begann er ein neues Betätigungsfeld abzutasten.

Nach der Normalisierung des Lebens – wie man die Zeit nach der Inflation und die Herrschaft der Rentenmark nannte – waren auch wieder polnische Landarbeiter auf das Gut Perritzau gekommen. Sie kamen gern, denn hier gab es gutes Essen, eine menschenwürdige Wohnung und vor allem eine fast familiäre Behandlung.

In dieses Idyll hinein stieß wie ein Orkan die Betätigungswut Heinrich Emanuel Schützes.

Er inspizierte eines Tages die Unterkünfte der polnischen Landarbeiter und fand sie saumäßig dreckig.

Er probierte das Essen, das die Frauen kochten und aufs Feld hinausbrachten; es schmeckte für seine Begriffe widerwärtig. Er spuckte es aus.

Er ritt auf die Felder und kontrollierte mit der Uhr in der Hand das Arbeitstempo der Kolonne. Das Tempo war schnekkenhaft und völlig unproduktiv.

Heinrich Emanuel verwandte drei Tage dafür, in einer eingehenden Denkschrift zu beweisen, daß

a) die Unterkünfte bei dieser Pflege nicht mehr länger als drei Jahre halten würden,

b) das Essen in gegenwärtiger Zusammensetzung die Arbeitskraft lähmte (bei Ausklammerung des sichtbaren Kinderreichtums), und

c) das Arbeitstempo den Stundenlohn nicht rechtfertigte. Die errechnete Arbeitsleistung sei 75,45 Pfennige pro Stunde beim gegenwärtigen Tempo.

Vorschlag: Umorganisierung der Landarbeiterschaft nach den Richtlinien produktiver Erziehung.

Freiherr von Perritz las die Denkschrift genau durch, sah seinen Schwiegersohn mit unverhülltem Mißtrauen an und hob dann die Schultern. „Versuche es, Heinrich. Aber wenn die Polen dich vermöbeln – ich kann dich nicht schützen!"

Amelia sagte gar nichts. Sie hatte es aufgegeben, Heinrich Emanuel von etwas zu überzeugen. Sie kümmerte sich nur noch um die Kinder.

Hauptmann Schütze begann seine Landarbeiter-Reform, indem er wöchentliche Haus- und Geräte-Appelle einführte. „Für den Soldaten ist die Braut das Gewehr", erklärte er den verdatterten Polen. „Für den Landmann ist es die Mistgabel und der Rechen! Also, Leute: Pflege des Gutes ist halbe Ernte!"

Die polnischen Landarbeiter reagierten darauf, wie alle guten Arbeitskräfte reagieren. Sie warteten ab, ob mit den Neuerungen mehr Arbeit verknüpft war.

Sie war es. Heinrich Emanuel hielt strenge Appelle. Er strich mit der Hand über die Schränke, er guckte unter die Betten, und wo er Staub fand oder gar Staubflocken, da brüllte er und drohte mit einer Putzfrau, deren Entgelt vom Lohn der Betroffenen abgezogen werden würde.

Die Polen ließen das eine Woche lang über sich ergehen. Dann erfanden sie eine Waffe gegen den wilden Reformator Heinrich Emanuel.

Diese Gegenwaffe hieß Wanda Schimansky.

Sie war 23 Jahre alt, rotblond, schlank und zu allem fähig. Als Heinrich Emanuel Schütze wieder die Häuser und Stuben durchsah, lauerte ihm Wanda hinter der Tür ihres Zimmers auf. Hauptmann Schütze sah sich plötzlich einer Situation gegenüber, die ihn mehr als drastisch an Frau Sülke aus der Kölner Thieboldsgasse erinnerte.

„Nana", sagte er jovial und trat näher. Ihm fielen Dinge ein, die lange in ihm geschlummert hatten. Er dachte plötzlich an seine schönste Zeit im letzten Krieg, an Jeanette Bollet in der Kommandantur von Soustelle...

Wanda Schimansky bewegte sich wie eine Katze auf ihn zu. „Kalt", sagte sie leise. „Mir ist kalt." Dann ging sie zur Tür und drehte den Schlüssel zweimal herum.

(Fortsetzung folgt)

Sie tanzten um die Welt...

NEUE SERIE
von Linda Strauss

MARGOT FONTEYN, die Frau des Botschafters

Von der englischen Königin geadelt · Verheiratet mit dem Botschafter von Panama · Hilfe für Fidel Castro · Die Krise der Tänzerin

Die berühmte englische Primaballerina assoluta Margot Fonteyn, allem persönlichen Klatsch zutiefst abhold, konnte nicht verhindern, daß ihr Name im April 1959 wieder einmal in die Schlagzeilen der Weltpresse gelangte. Doch diesmal galten die Leitartikel weniger der Tänzerin Fonteyn, sondern der Gattin des schwerreichen Botschafters von Panama, Dr. Roberto Arias, den Margot im Februar 1955 in London geheiratet hatte.

Was war geschehen?

Eine kleine Revolution

Roberto Arias, dessen Vater einmal und dessen Onkel zweimal Präsident von Panama gewesen war, hatte seinem Lande als Botschafter in London gedient. Im Jahre 1958 legte er seinen Botschafterposten jedoch nieder und widmete sich einer Aufgabe, die geradezu zu den Traditionen großer südamerikanischer Familien gehört: Er bereitete den Sturz des panamaischen Präsidenten Ernesto de La Guardia vor. Böse Zungen behaupteten damals, daß die von Elisabeth II. geadelte Dame Margot Fonteyn ihren Mann gern auf dem „Thron" von Panama gesehen hätte und die Triebfeder zu der späteren Rebellion gewesen sei.

Wahrscheinlicher jedoch ist die Version, daß Dr. Arias, als Mitglied einer der ersten fünf Familien des Landes, mit La Guardias Verstaatlichungspolitik des Panamakanals nicht einverstanden war. Und wer in Südamerika mit einer Regierung nicht zufrieden ist, zettelt eine kleine Revolution an.

Leider schlug die des Dr. Roberto Arias fehl. Schon bei der „Invasion" seiner aus etwa dreißig Rebellen bestehenden Gruppe auf der panamaischen Halbinsel San Blas ertranken zwei Männer. Der Rest wurde im Landesinnern nach kurzem Widerstand gefangengenommen.

Roberto Arias suchte Zuflucht in der brasilianischen Botschaft in Panama. Margot Fonteyn aber wurde verhaftet und drei Tage und Nächte in einem der wenig feudalen Staatsgefängnisse des Landes festgehalten. Immerhin wies man ihr die sogenannte „Präsidentenzelle" zu, in der schon mancher gestürzte Präsident Zeit gehabt hatte, über seine begangenen Fehler nachzudenken. Sie war jedoch kaum feudaler als die anderen und ebenso verwanzt.

Margot jedoch ertrug alle Unannehmlichkeiten mit dem ihr eigenen Gleichmut. Und auch durch die stundenlangen Verhöre ließ sie sich nicht aus der Ruhe bringen. Die Fragen kreisten immer wieder um den gleichen Punkt: „Sagen Sie uns, wo Ihr Gatte sich aufhält, und Sie bekommen sofort Ihre Freiheit zurück!"

Doch Margot, die mit außergewöhnlicher Liebe an ihrem Gatten hing, ließ sich nicht umstimmen. „Ich habe keine Ahnung, wo er ist. Und wenn ich es wüßte, würde ich es Ihnen nicht sagen!"

Die Drohungen der verhörenden Beamten wurden massiver: „Sie sind sich klar darüber, Frau Arias, daß wir Sie als Verschwörerin gegen die Regierung unseres Landes vor ein Militärgericht stellen können! Die niedrigste Strafe, die sie dort erwartet, sind einige Jahre Zuchthaus!"

Margot Fonteyn blieb hart, wenngleich sie sich zum erstenmal des Ernstes ihrer Lage bewußt wurde: „Ich bin englische Staatsbürgerin und verlange, die britische Botschaft von meiner Verhaftung in Kenntnis zu setzen!"

Man brachte Margot Fonteyn in ihre Zelle zurück. In einer langen, schlaflosen Nacht hatte sie Zeit, über ihre Lage nachzudenken. Doch auch jetzt war sie nicht gewillt, ihre Freiheit zum Preis des Verrats zurückzukaufen.

Du sollst weiter tanzen!

„Roberto Arias ist Margots erste und einzige Liebe", hatte Margots Mutter einmal Reportern gegenüber geäußert. „Sie steht zu ihm, was immer er tut. Es gibt nichts, was diese Liebe zu ihm zerstören könnte."

Diese etwas kritiklose Zuneigung war es auch, die die berühmte Ballerina in diese verhängnisvolle Situation gebracht hatte.

Als Margot Fonteyn ihren Gatten 1955 heiratete, kannten sich die beiden bereits 18 Jahre. Margot war gerade 17 geworden und hatte ihre ersten tänzerischen Erfolge hinter sich, als sie in Cambridge eines Tages einem 18jährigen Jurastudenten vorgestellt wurde. Seine Freunde nannten ihn „Tito", und er war der Sohn des damaligen Staatspräsidenten von Panama. Außerdem besaß sein



Die Primaballerina des englischen Royal Ballet Margot Fonteyn de Arias in ihrer Garderobe kurz vor dem Auftritt. Dieser schmucklose und nüchterne Raum verwandelt sich nach jedem Auftreten in einen Blütengarten, denn auch heute noch werden die Primaballerinen von ihren Verehrern mit Blumen und anderen Geschenken gefeiert.

Sie tanzten um die Welt

Vater Ölquellen, Schiffahrtsgesellschaften und die einflußreichste Tageszeitung des Landes, „Panama American". Der junge Roberto studierte in Cambridge, um später in die väterlichen Betriebe einzutreten.

Schon damals war Roberto Arias von der „zarten Fee" Margot hingerissen. Er überschüttete sie mit Blumen, Beifall und Liebeserklärungen. „Kommen Sie mit mir in meine Heimat!" beschwor er die junge Ballerina. „Ich werde Ihnen die Sterne vom Himmel holen!"

Aber Margot Fonteyn fand den leidenschaftlichen Verehrer mit den feurigen dunklen Augen mehr amüsant als verwirrend. „Ich bin schon verliebt", erwiderte sie ihm mit einem reizenden Lächeln, „in meine seidenen Ballettschuhe, die ich so bald nicht ausziehen werde..."

„Ich habe ‚Tito' auch bald wieder vergessen", sagte Margot später. Doch Roberto Arias vergaß das feenhafte, zarte Mädchen mit den ausdrucksvollen Augen nicht mehr. Und doch sollte es beinahe fünfzehn Jahre dauern, bis sie sich wiedersahen.

Es war im Jahre 1953 in New York, wo Margot Fonteyn gerade mit einem riesenhaften Erfolg auftrat. Eines Abends brachte ihr die Garderobiere einen kostbaren Strauß weißer Orchideen in die Garderobe. Auf der schmalen Visitenkarte stand ein Name, der mit einem Schlag alle vergessenen Erinnerungen erneut heraufbeschwor: „Dr. Roberto Arias".

Aus dem sympathischen, dunkelhaarigen Studenten war inzwischen Panamas Delegierter bei den Vereinten Nationen geworden. Er bat Margot Fonteyn um ein Rendezvous.

Aber diesmal wurde nicht von Liebe gesprochen. Denn Roberto Arias war seit Jahren verheiratet, wenngleich er von seiner Frau getrennt lebte. Immerhin aber verloren sich die beiden diesmal nicht mehr aus den Augen. Man sah sie zusammen in London, New York und Paris. Und natürlich rankten sich bald romantische Gerüchte um das attraktive Paar. Doch Margot bestritt alle Heiratsabsichten. „Dr. Arias ist verheiratet und für mich nicht mehr als ein lieber Jugendfreund!" dementierte sie energisch.

Sie hatte gerade ihr neues Appartement in London, nahe der Covent-Garden Opera, bezogen, als eines Morgens bei ihr das Telefon schrillte. Es war Dr. Arias, der sie aus Panama anrief. „Margot", sagte er, und seine Stimme konnte seine Bewegung nicht ganz verbergen, „ich bin frei!"

Sie unterdrückte die aufsteigende Freude. „Nun, wie fühlst du dich?"

Er lachte jungenhaft. „Ein bißchen einsam."

„Dann komm doch zu mir nach London!"

„Nur unter einer Bedingung!" Er machte eine kleine Pause: „Daß du mich heiratest!"

Margot umklammerte den Hörer. Sie wußte, daß sie vor einer der großen Entscheidungen ihres Lebens stand: „Nur unter einer Bedingung!" wiederholte sie.

Er verstand sie sofort. „Du sollst weiterhin tanzen, Margot", erwiderte er ernst, „ich werde deiner Karriere niemals im Wege stehen. Ich setze mich ins nächste Flugzeug und bin morgen früh bei dir!"

„Wie schön", erwiderte sie. „Nur – ich möchte nicht in London heiraten."

„Warum nicht?"

„Ich hasse den Presserummel, den man um uns machen wird. Oh, Roberto, ich wünsche mir eine kleine, stille Hochzeit, nur mit den engsten Familienangehörigen. Vielleicht finden wir einen Weg, der Presse ein Schnippchen zu schlagen!"

Von London nach Paris

Roberto Arias war einverstanden. Welchen Wunsch hätte er seiner „Fee" auch abgeschlagen? Aber am nächsten Tage war London dennoch voll von Gerüchten. Die Reporter belagerten die Braut.

„Ich weiß von nichts!" schwor Margot. „Diese Gerüchte sind reiner Unsinn! Und selbst, wenn ich einmal heiraten sollte, wäre es doch meine ureigenste Privatangelegenheit!"

Doch alles Leugnen half ihr nichts. An einem der nächsten Tage entdeckte ein pfiffiger Reporter, daß eine gewisse Miß Margaret Hookham in dem vornehmsten Stadtteil, Kensington, gegenüber dem Viktoria-und-Albert-Museum, eine riesige Villa erworben hatte. Ganz London wußte, daß „Margaret Hookham" Margots bürgerlicher Name war. Und man konnte sich an allen zehn Fingern ausrechnen, daß die berühmte Ballerina das riesige Haus nicht für sich allein gekauft hatte.

Und schon sprach man von einer anderen Neuigkeit: Die panamaische Regierung beabsichtige, ihre Botschaft in diesem Prachtbau einzurichten! Also war es der englischen Öffentlichkeit ein leichtes, sich die Zusammenhänge auszurechnen. Und bald war es ein offenes Geheimnis, daß Margot Fonteyn den Multimillionär Roberto Arias heiraten würde.

Da der Riesenrummel nun unvermeidlich schien, beschlossen Roberto und Margot, nach Paris zu fliehen, um sich dort im Büro des Generalkonsuls von Panama trauen zu lassen. Doch als sie vor dem Konsulat aus dem Wagen stiegen, wurden sie auch dort von begeisterten Menschenmassen fast erdrückt.

Margot, in die Menge eingekeilt, rief

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 5

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Hausboot, 5. Blaubart, 10. Aal, 11. Ade, 12. Statur, 14. Sau, 15. Kadi, 17. Baer, 18. Luke, 21. Reni, 22. Saba, 24. Taler, 25. Agenda, 28. Unke, 30. Eule, 33. Akt, 35. Start, 37. Sirc, 38. Heu, 39. Neid, 40. Are, 41. Senn, 42. Tank, 43. Gladiole, 45. Ohr, 46. Grill, 47. Emu, 48. Nikotin, 50. Diana, 53. Serge, 54. Salamander, 58. Gaze, 61. Aar, 62. Dieb, 63. Alba, 65. Mette, 66. Ner, 67. Grey, 68. Dom, 69. Sen, 72. Imme, 74. Lanner, 76. Base, 78. Igel, 80. Ober, 83. Anet, 84. Asse, 85. Aloe, 87. Erg, 88. Damasr, 89. Ehe, 90. Boe, 91. Diabetes, 92. Jongleur. — Senkrecht: 1. Hauptmann, 2. Ulk, 3. Bader, 4. Odin, 5. Bar, 6. Aula, 7. Urubu, 8. Ase, 9. Tuba, 12. Safe, 13. Tenne, 16. Ares, 19. Kanu, 20. Harke, 22. Salinen, 23. Besen, 26. Gerede, 27. Dusel, 29. Stall, 31. Ern, 32. Tukan, 34. Tierarzt, 36. Ara, 38. Hartgeld, 41. Sou, 42. Thor, 43. Glas, 44. Imam, 45. Oker, 49. Isebel, 50. Dogma, 51. Flanell, 52. Knigge, 55. Arena, 56. Der, 57. Kamm, 59. Aegir, 60. Etamin, 64. Boden, 70. Angst, 71. Karo, 73. Egede, 75. Nuß, 76. Beleg, 77. Lied, 79. Etat, 81. Bahn, 82. Gier, 83. Aga, 84. Aas, 86. Ebe.

Silbenrätsel. 1. Dynamit, 2. Immenkorb, 3. Estomihi, 4. Domäne, 5. Uriel, 6. Maulkorb, 7. Moritat, 8. Hahnrei, 9. Eberesche, 10. Indigolith, 11. Telegramm, 12. Eidam, 13. Nandu, 14. Witzbold, 15. Egede, 16. Caprivi, 17. Handstand, 18. Südwester, 19. Eidechse, 20. Lindenlaub, 21. Nota. **Die Dummheiten wechseln, aber die Dummheit bleibt.**

die herbeieilenden Polizisten zu Hilfe: „Um Gottes willen, helfen Sie mir doch! Ich versäume sonst die Trauung!"

Eine Stunde später verließ sie Paris an der Seite ihres Gatten. Und noch am gleichen Tage wurde Dr. Roberto Arias zum Botschafter Panamas in London ernannt.

Das junge Paar aber kehrte der Welt für einige Monate den Rücken, um auf seiner Jacht „Nola" eine Kreuzfahrt durch das Mittelmeer zu machen.

Die lästige Ausländerin

An jene glücklichen Stunden mag Margot Fonteyn in dieser schlaflosen Nacht gedacht haben, als sie sich den Ernst ihrer Lage noch einmal durch den Kopf gehen ließ. Wohl wußte Margot, daß sie auch viele Freunde in Panama hatte, die nicht zögern würden, sie so bald wie möglich aus dem Gefängnis zu befreien. Und nicht nur in Panama: Von Kuba aus drohte Fidel Castro: „Wenn Margot Fonteyn nicht bald freigelassen wird, werden wir eine Invasion in Panama unternehmen! Wir sind Margot Fonteyn zutiefst verbunden!"

Fidel Castro hatte allerdings auch allen Grund, der großen Ballerina dankbar zu sein: Sie war es gewesen, die durch einflußreiche Freunde eine britische Waffenlieferung an Castros Widersacher Batista verhindert hatte. Nicht zuletzt dadurch war es Fidel Castro gelungen, die Macht an sich zu reißen...

Präsident La Guardia nahm Castros Warnung ernst. Am 22. April wurde Margot Fonteyn ohne Angabe von Gründen aus der Haft entlassen und als „lästige Ausländerin" aus Panama verbannt. Ihr panamaisches Abenteuer hatte ein Ende gefunden.

Als sie am nächsten Morgen am Londoner Flugplatz landete, bereitete man ihr einen triumphalen Empfang. Sie wurde mit Blumen geradezu überschüttet. Man feierte sie zum erstenmal nicht nur als große Ballerina, sondern auch als tapfere Frau. London hatte wieder einmal allen Grund, auf seinen erklärten Liebling stolz zu sein.

Übrigens bekam auch Roberto Arias wenige Tage später freies Geleit nach Brasilien, von wo aus er nach England weiterflog, um seine Frau in die Arme zu schließen.

Die Schneeflocke

Hier in London hatte einst Margot Fonteyns Siegeszug um die Welt begonnen. Sie war gerade fünfzehn Jahre alt geworden, als Ninette de Valois, die gestrenge Direktorin der Sadler-Wells-Ballettschule, den Übungssaal der Elevinnen betrat. Mit kritischem Blick folgte sie den anstrengenden Übungen der jungen Tänzerinnen. Schließlich blieb sie vor einem zarten Mädchen mit großen, träumerischen Augen in einem blassen Gesicht, stehen: „Wie heißen Sie?"

Und als die Kleine furchtsam ihren Namen nannte: „Kommen Sie mit in mein Büro!"

Mit gemischten Gefühlen folgte Margaret Hookham, genannt „Peggy", der berühmten Ballettmeisterin. Sie wußte nur zu gut, daß ein Besuch in Madame Valois' Büro sowohl Auszeichnung als auch Tadel bedeuten konnte. Und Margaret, mehr von ihrer Mutter als von eigenem Ehrgeiz zum Tanz getrieben, war sich damals ihres überragenden Talents durchaus noch nicht bewußt.

Star des Sadler-Wells-Balletts war zu jener Zeit Alicia Markowa, unerreichte Primaballerina assoluta des englischen Balletts. Doch schon suchten die entdeckungshungrigen Ballettleiter nach einer Tänzerin, die in einigen Jahren imstande sein würde, das Erbe der gefeierten Ballerina anzutreten.

Von diesen großen Plänen hatte die kleine Margaret allerdings keine Ahnung, als Ninette de Valois in ihrem Direktionsbüro unvermittelt die Frage an sie stellte: „Wollen Sie in dem Ballett ‚Casse Noisette' die Rolle der Schneeflocke übernehmen?"

Margaret vermochte keine Antwort zu geben. Sie fühlte, wie ihr Herz zu pochen begann. Man hielt sie für würdig, neben den großen Tänzern des Balletts vor die Öffentlichkeit zu treten! Man hatte sie vor allen anderen Elevinnen ausgezeichnet! Das bedeutete, daß man sie für überdurchschnittlich talentiert hielt!

Vielleicht ist in diesem Augenblick der erste Funke des Ehrgeizes erwacht, der die berühmte Ballerina später mit nimmermüder Ausdauer von Erfolg zu Erfolg, von Kontinent zu Kontinent eilen ließ.

„Morgen um acht Uhr ist Probe im Theater", fuhr Madame de Valois fort. „Gehen Sie jetzt nach Hause und ruhen Sie sich aus! Übrigens, wie war doch Ihr Name? Margaret Hookham? Den müssen wir ändern", fuhr sie mit der ihr eigenen Energie fort. „Haben Sie eine Idee?"

Margaret, die sich von ihrer ersten Überraschung erholt hatte, wagte einen schüchternen Vorschlag: „Mein Großvater mütterlicherseits heißt Fontanos. Das ist eine berühmte brasilianische Familie. Ich könnte mich Margaret Fontanos nennen."

Doch Madame de Valois fand diesen Namen für eine englische Balletteuse viel zu extravagant. „Wie wäre es mit Fontes?" schlug sie vor. „Und Margot statt Margaret. Margot Fontes, ja, das klingt ganz gut!"

Dieser Name erschien dann auch ganz unten auf dem Theaterzettel jener denkwürdigen Aufführung des Balletts „Casse Noisette", in dem Margot Fonteyn zum erstenmal vor die breite Öffentlichkeit trat. Zwar war die Rolle der Schneeflocke nur klein, doch Margot genoß die paar Minuten, die sie im Scheinwerferlicht tanzen durfte, mit allen Fasern ihres Wesens.

In diese Zeit fällt ein Brief, den Margot von einem Verwandten, einem etwas verstaubten und konservativen Herrn, aus Brasilien erhielt. Darin verwahrte er sich energisch dagegen, daß sein guter Name von einer Balletteuse mißbraucht würde.

Margot kränkte sich sehr über diesen unberechtigten Vorwurf. „Vielleicht kommt eine Zeit, da es ihm leid tun wird, nicht denselben Namen wie ich zu tragen", sagte sie zornig. Sie änderte ihren Namen auf Margot Fonteyn, der wenige Jahre später gleich einem strahlenden Stern am Himmel des Balletts aufgehen sollte.

Teddybär

Während die russische Tänzerin Anna Pawlowa ganz Leidenschaft war, besessen von ihrer Kunst und ihrer Sendung, könnte man Margot Fonteyn als die eleganteste aller Ballerinen bezeichnen. Diese elegante Souveränität mag zwar darauf schließen lassen, daß sie nicht über die angeborene Schlichtheit einer Ulanowa verfügt, die jeden Tanz der russischen Ballerina zu einem Erlebnis macht. Doch wenn man extreme Gefühlskraft bei Margot Fonteyn auch vermißt, so macht sie dieses Manko durch ihren ganz eigenen klassischen Stil, die Schönheit ihrer Bewegungen und die Grazie ihrer Erscheinung wett.

In ihrem Körper besitzt die Fonteyn das ideale Instrument einer großen Tänzerin. Sie hat den Kopf einer klassischen Ballettänzerin, den ein alter Kenner des russischen Balletts, der General Besobrazow, für einen so wesentlichen Faktor hielt, daß er behauptete, er könne die Begabung einer Tänzerin allein schon aus der Betrachtung ihres Kopfes ablesen.

Als Tochter des Ingenieurs Hookham wurde Margot Fonteyn am 18. Mai 1919 in dem Städtchen Reigate bei London geboren. Der Beruf des Vaters brachte es mit sich, daß die junge Familie von einem Ort zum anderen ziehen mußte. Margots Mutter, einer lebenslustigen, attraktiven Frau, machte das Wanderleben viel Spaß. Als Margot acht Jahre alt war, übersiedelte die Familie nach den Vereinigten Staaten, später nach Schanghai, Tientsin und Hongkong.

Damals soll Margot ein ungelenkes Pummelchen gewesen sein, und ihre Mutter schickte sie in eine der fernöstlichen Ballettschulen, damit sie endlich ihre Plumpheit loswerde. Denn Mama Hookham hatte ihren Ehrgeiz: Mit achtzehn Jahren sollte ihre Tochter imstande sein, im Buckingham-Palast ihren Hofknicks auszuführen, ohne Hohngelächter hervorzurufen!

Margots großer Bruder Felix, der später in die beruflichen Fußstapfen des Vaters treten sollte, nannte seine kleine Schwester damals mit gutmütigem Spott „Teddybär". Doch der weißrussische Ballettmeister, der früher im Petersburger Zarenballett getanzt haben will und Margot jetzt in die Lehre nimmt, sagt nach wenigen Exerzitien zu der Mutter: „Peggy ist kein Bär. Peggy ist eine Katze. Ich will meinen Strohhut fressen, wenn sie nicht ein Weltstar wird!" Man weiß inzwischen, daß ihm diese ungewöhnliche Mahlzeit erspart geblieben ist.

Mama Nina war über diese Eröffnung gar nicht so überrascht. Oft schon hatte sie Peggy beim Spielen heimlich beobachtet und sich darüber gewundert, mit welcher Leichtigkeit sich das so schwer wirkende Mädchen bewegte. Nun da ihr der Experte ihre Vermutung bestätigte, begann die ehrgeizige Mama vom Weltruhm einer Anna Pawlowa zu träumen.

Kaum war die Familie nach London zurückgekehrt, als Frau Hookham ihre Tochter in der Schule des bekannten Sadler-Wells-Balletts unterbrachte. Und dort war es ja auch, wo Margot dem gestrengen Auge ihrer Ballettmeisterin Ninette de Valois auffallen sollte.

Die große Krise

Margot Fonteyn war gerade achtzehn Jahre alt geworden, als ihr in der Titelrolle der „Giselle" der entscheidende Durchbruch gelang. Es war eine der Rollen, die die große Pawlowa am liebsten getanzt hatte. Über Nacht war Margot der erklärte Liebling der Londoner, und schon damals wurden Stimmen laut, die sie die einzige würdige Nachfolgerin Anna Pawlowas nannten.

Nach ihrem Londoner Erfolg ging Margot Fonteyn zuerst nach Paris, dann nach Amerika. Mit ihrem „Dornröschen" eroberte sie sich im Handumdrehen den sonst so zurückhaltenden Broadway. Die Metropolitan Opera war zu allen Vorstellungen, in denen die Fonteyn tanzte, ausverkauft. Und die Zeitungen feierten sie begeistert als die „größte Tänzerin, die England je hervorgebracht hat".

Ihre Tourneen führten sie in alle Kontinente bis nach Australien, sie tanzte vor gekrönten Häuptern, vor Churchill, Attlee und dem französischen Präsidenten. In Paris, Madrid, Wien, Belgrad, überall jubelte man ihr zu. „Das liebliche Wunder", nannte sie ein englischer Ballettkritiker. Und die Spanier feierten sie als „herrlichste Botschafterin Großbritanniens".

Als Margot Fonteyn, von einer ihrer Gastspielreisen nach London zurückgekehrt, 1952 schwer an Diphtherie erkrankte, nahm ganz England an ihrer Krankheit teil. Täglich veröffentlichten die Zeitungen den Gesundheitszustand der großen Tänzerin. Und während in der Covent Garden Opera die Vorstellungen ohne Margot Fonteyn weitergingen, bangte das ganze Land um das Schicksal seiner größten Ballerina.



Die Tänzerin Margot Fonteyn mit ihrem Mann, dem Botschafter von Panama, in London. Durch diese Ehe wurde die Tänzerin in einen panamaischen Umsturzversuch verwickelt und für mehrere Tage verhaftet.

Dennoch wußte niemand, in welch schwerer Krise sich die Tänzerin tatsächlich befand. Sie hatte ihre eigentliche Krankheit längst überstanden. Doch durch die Diphtherie waren ihre Nerven unempfindlich geworden. Und als sie zum erstenmal wieder an die Ballettstange trat, mußte sie erkennen, daß sie nicht mehr Herr ihrer Glieder war.

Das Krönungsballett

„Nicht mehr tanzen ist für mich gleichbedeutend mit sterben", hat Margot Fonteyn einmal gesagt. Die Erkenntnis, jahrelang, vielleicht nie mehr auftreten zu können, traf sie wie ein fürchterlicher Schlag.

Doch wieder siegten ihre Energie, ihre zähe Ausdauer und ihre Selbstverleugnung, die sie alle Schmerzen und Schwierigkeiten überstehen ließ. Als sie im März 1953 erstmalig wieder vor ihr Publikum trat, kannte die Begeisterung der Londoner keine Grenzen.

König Georg VI. verlieh ihr einen hohen Orden, und die Universität Leeds setzte ihr als erster und einziger Tänzerin der Welt den Doktorhut auf. Inzwischen ist Margot Fonteyn auch Ehrendoktor der Musikwissenschaften der Universität Oxford geworden, eine Auszeichnung, die sie nach ihren eigenen Worten „als ein wenig phantastisch" empfindet.

„Im Grunde bin ich ein sehr ungebildeter Mensch", sagte sie einmal mit typisch britischem Understatement, „ich bin vom Tanz so besessen, daß ich niemals Zeit hatte, mich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Das muß ich mir aufheben, bis ich älter bin und nicht mehr tanzen kann."

Eine weitere hohe Auszeichnung bedeutete es für die Ballerina, daß sie am 2. Juni 1953, am Krönungstage Königin Elisabeths, in Frederic Ashtons „Krönungsballett" vor ihrer Herrscherin auftreten durfte. Als „Königin der Lüfte" schwebte sie, einer Feder gleich, über die festlich dekorierte Bühne. Als hernach ein Beifall ausbrach, der mehr als eine Viertelstunde nicht abreißen wollte, warf sie nicht wie andere Ballerinen ihren Verehrern Kußhändchen zu. Sie verneigte sich nur graziös und entschwand – blaß und schön, ein fast schon legendärer Stern – eine Tänzerin, der jede Koketterie, jede Übertreibung fremd ist.

Im nächsten Heft:

Isadora Duncan — Priesterin in Jugendstil

Koch-Isenburg: **Ich lebte unter Geistern**

ist es, daß so leicht, wie man die Geister erzürnen kann, man sie auch wieder zu besänftigen imstande ist, wenn man ihnen je nach der Schwere des Vergehens ein Ochsen-, ein Ziegen- oder ein Hahnopfer darbringt. Früher war zum Tag der Jahreswende auch das Menschenopfer am Königshof gebräuchlich, und das junge Mädchen, das dazu ausersehen war, beschwor feierlich vor allem Volk, daß es freiwillig und ungezwungen sein Leben hingebe, um seinem Volke den Segen des Himmels zu erhalten, bevor es den Hals zurückbeugte und der Hohepriester den Halsschnitt führte, der sein Blut verströmen ließ.

Lärm in der Wochenstube

Die Geburt eines jungen Erdenbürgers mit allem Drum und Dran erlebte ich in einem Dorf im Süden. Die Hütte der werdenden Mutter stand just in der Nähe der, die ich bewohnte. Ein zufälliger Blick durch die offene Tür zeigte mir, daß man den hinteren Raum mit Matten abgesperrt hatte. In der Nacht erhob sich ein ohrenbetäubendes eintöniges Singen und Händeklatschen der in und vor der Wochenstube versammelten Frauen. Ich öffnete im Dunkeln meine Tür und lauschte. Bald vernahm ich durch den Lärm die spitzen Schreie der Kreißenden. Der Lärm diente offensichtlich dazu, die Schmerzensäußerungen der werdenden Mutter zu übertönen, denn er setzte, wahrscheinlich den Wehen gemäß, plötzlich ein und verebbte ebenso plötzlich.

Am nächsten Morgen überraschten mich die düsteren Mienen der Frauen und die bestürzten der Männer. Schon vor Sonnenaufgang hatte sich der Rat der Alten versammelt und beriet. Als sie auseinandergingen, rief ich einen der würdigen Greise in meine Hütte. Mit einem Glas Rum und viel Tabak löste ich ihm die Zunge: „Was ist, ist das Kind tot?"

„Viel schlimmer, Herr", sagte er düster, „es hat bereits zwei Zähnchen." –

Zähnchen bringen Unglück

„Na und", machte ich erstaunt, „das gibt es doch, was ist dabei?" Nun hörte ich mit grenzenloser Verwunderung, daß ein Zähnchen im Mund eines Neugeborenen noch unheilvoller ist als die Geburt an einem Unglückstag. „Es muß aus dem Haus, und zwar auf dem schnellsten Wege, sonst bringt es die ganze Familie ins Unglück", flüsterte der Alte niedergeschlagen. Wenn man weiß, welch große Freude ein Kind im ganzen Dorfe auslöst, wie jeder daran Anteil nimmt und der jungen Mutter Krebse, die obligatorische Speise der Wöchnerin, bringt, so versteht man den tiefen Schmerz der Leute, die sich aus ihrem dumpfen Aberglauben einfach nicht zu lösen vermögen. „Ein Kind, ja, aber doch kein richtiges, ein Unglücksbalg", murmelte der Mann. „Ja, aber was wollt ihr denn tun?" fragte ich beklommen. „Früher", fuhr der Alte fort, „hätten wir es getötet und die Leiche in einen Termitenhaufen gesteckt, damit die weißen Ameisen es einmauern für ewig, aber heute kriegen wir die Polizei auf den Hals, wenn es herauskommt. Die Männer meinen", fuhr er mit einem mißtrauischen Blick zu mir herüber fort, „da du im Dorfe bist und alles gesehen hast, kriegen wir mit dem ‚Fanzakana', dem Gesetz, zu tun. Ihr habt doch so komische Ansichten und so komische Gesetze." – „Wir haben gar keine komischen Ansichten", verteidigte ich meine Kultur, „wir glauben nur, daß ein Mensch nicht das Recht hat, ein Leben zu vernichten, das der ‚Andriamanitra', der große Gott, gegeben hat." – „Hach", machte mein Besucher feindselig, „und du glaubst, daß jedes Kind von Gott gegeben ist, die Verbrecher, die Mörder, die Blutschänder!" Ich schwieg. Nach einer Weile fuhr der Mann fort: „Beim letzten Mal, es ist schon ein paar Jahre her, legten wir einen solchen Wechselbalg am Dorfeingang nieder, damit jemand von einem anderen Dorf ihn findet und zu sich nimmt. Aber ausgerechnet der ‚Vazaha' (Herr oder Fremder) vom Straßenbau fand das Kind. Es gab ein riesiges Geschrei, und es hätte nicht viel gefehlt, so wären wir alle eingesperrt worden." – „Mit Recht", sagte ich streng. „Was hat es denn damit zu tun, wenn ein anderer als die Eltern das Kind nun aufzieht. Bleibt das Unglück dann nicht dasselbe?" Er lächelte ein wenig nachsichtig, ein wenig boshaft: „Jedermann in unserem Lande weiß, daß dann der Zauberkreis durchbrochen ist; das Kind wird ‚normal', wenn es in andere Hände kommt, die nicht mit ihm verwandt sind." Meine Entgegnung, daß es das ohnehin würde, behielt ich für mich, denn ich sah ein, daß ich hier mit einer westlichen Beweisführung nicht durchdrang. Der Alte erhob sich: „Wir haben beschlossen, daß eine andere Frau das Kind aufziehen soll." – „Eine Fremde hat doch keine Milch, um es zu stillen", wagte ich einzuwenden. Er lächelte überheblich: „Der Zauberer kennt ein Mittel, dann wird die Milch fließen."



Ranavalona III., die letzte Königin von Madagaskar, wurde im Jahre 1897 von den Franzosen ins Exil geschickt, weil sie sich ihrer Hofclique nicht gewachsen zeigte und immer wieder Verschwörungen anzettelte. Sie starb später in Algier.



Als der „Drahtzieher" der Revolten erwies sich der Erste Minister des Hovareiches, Rainilairorony. Er war bereits der zweite Gatte der vorausgegangenen Königin Rasoherina und zu Anfang auch der Geliebte von Ranavalona. Stolz und herrschsüchtig, mußte auch er das Land verlassen und starb auf der Insel Réunion, der ehemaligen „Insel der Bourbonen".

Kuhhandel um die zweite Frau

Obwohl die Polygamie durch ein Gesetz schon im Jahre 1881 verboten wurde, ist sie noch heute allgemein. Der König durfte 12 Frauen haben, ein Adeliger 7 und der gewöhnliche Mann 3. Eifersucht ist unbekannt, aber der ersten Frau, der „Ältesten", gebührt stets eine Vorrangstellung im Hause, ohne ihre Einwilligung darf der Mann keine zweite Frau zu sich nehmen. Die Bitte darum ist im Wortlaut durch die Sitte vorgeschrieben: „Verehrungswürdige Älteste", sagt der Ehemann, „ich möchte dir eine junge Schwester bringen. Aber ich werde nicht aufhören, dich glücklich zu machen. Hier als Geschenk gebe ich dir 1000 Piaster; es ist eine große Summe." – „Ich will keine Rivalin, eher verlasse ich dich!" hat hierauf die Frau zu schreien.

Daraufhin erhöht dann der Mann die Abstandssumme. Er verspricht ihr Ochsen und seidene Tücher. So willigt sie schließlich ein und ist froh, eine „jüngere Schwester" zu haben. Es liegt auch fest, was beim Eintritt der neuen Frau in den Kreis der Älteren zu sagen ist: „Ich komme zu euch nicht als Feindin, ich bin eure jüngere Schwester, euer Kind. Ich will stets euren Anweisungen folgen." Hierauf hat die Älteste zu antworten. „Vor unserem Eheherrn sind wir gleich, aber glaube nicht, daß ich deine Feindin bin, ich bin deine ältere Schwester. Du kannst immer auf mich und meine Hilfe rechnen."

Da eine jede Frau ihren eigenen Hausstand führt, können sich nur begüterte Männer mehrere Frauen leisten. Die Sitte der Vielweiberei ist so tief im Volke verwurzelt, daß mancher Mann aus der christlichen Religionsgemeinschaft, der er schon angehörte, wieder ausgestoßen werden mußte, weil er auf keine seiner Frauen verzichten wollte. Überhaupt wird das Wesen unserer Religion von den wenigsten der getauften madagassischen Christen, selbst der gebildeten, begriffen. Solange der Missionar, der sie bekehrte, seine Schäflein fest am Zügel hat, tun sie, was er von ihnen verlangt, aber sie kommen nicht von ihren alten Geistern und Dämonen los. Sie bleiben in ihrem steinzeitlichen „magischen" Weltbild. Die Jahrtausende, die wir brauchten, um es zu überwinden, lassen sich nicht in zwei oder drei Jahrhunderten überspringen.

Ein Fluch und eine List

Gift, Intrige und Gewalt regierten im madagassischen Königshaus so gut wie in jedem anderen. Die Herrscher waren absolut und es gab viele unter ihnen, denen Leben und Freiheit ihrer Untertanen ein Nichts bedeuteten. Als der junge Radama II. vor hundert Jahren der Regierung seiner Mutter, der stolzen und fremdenfeindlichen Ranavalona II., auf den Merina-Thron folgte, hatte er den gesamten Adel gegen sich, denn er wollte den Fortschritt und wußte, daß er diesen nur in enger Zusammenarbeit mit den Europäern einführen konnte. Die Hofclique sann darauf, ihn zu beseitigen.

Aber der Fluch trifft nach altem Glauben den, der Blut des Königs vergießt. So erdrosselte man eines Nachts den jungen König in seinem Bett mit einer Seidenschnur. Gleich darauf streute die Palastwache in der Stadt das Gerücht aus, der König sei verschwunden. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich des ganzen Volkes. Tausende drängten vor den Palast und begehrten Einlaß und Aufklärung. Die verräterische Hofkamarilla mußte die Leiche so schnell wie möglich beiseite schaffen. Man legte den toten König in einen Sarg, und Sklaven trugen ihn durch einen Hinterausgang ins Freie. Die begleitenden Offiziere hatten die Absicht, die Leiche in der Familiengruft, die sich etwa 30 km südlich der Hauptstadt in einem Felsen befand, zu verstecken. Noch war es tiefe Nacht, und der Zug marschierte schweigend durch die öde Steppe. Mit einem Male stellten die Sklaven den Sarg ab und entflohen schreiend. Als die Offiziere hinzutraten, hörten auch sie es; aus dem Sarg drangen Geräusche und Stöhnen. Ohne Zweifel, der Erdrosselte war zu sich gekommen. Die Verräter beratschlagten. „Wer das Blut des Königs mit einer Waffe vergießt, sei verflucht und ruhelos in alle Ewigkeit." So lautete der uralte Spruch. „Mit einer Waffe", das zündete im listenreichen Gehirn der Mörder. Sie zogen einen der großen silbernen Nägel aus dem Schrein, und einer von ihnen trieb ihn mit kräftigen Schlägen an der Stelle in den Sargdeckel, an der der Kopf des Königs ruhen mußte. Ein silberner Nagel ist keine Waffe. Als es darauf im Sarg still wurde, war auch das Gewissen der Verschwörerbande beruhigt.

Die Dynastie erlosch

Böses aber erzeugt Böses. Die Gemahlin des gemordeten Radama II., Rasoherina, versuchte die Politik des Toten fortzusetzen, aber die Macht englitt ihr und ging auf den herrschsüchtigen und ehrgeizigen Ersten Minister über, mit dem sie ein Verhältnis unterhielt. Die Häupter der Verschwörer fielen. Aber auch der erste Minister wurde durch seinen eigenen Bruder beiseite geräumt. Mord, Verrat und Intrige regierten, bis die Dynastie der madagassischen Herrscher erloschen war.

Im nächsten Heft:

Zauberei und Kriminalistik

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE • DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Illustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Tel.: Sammelnummer 33 05 01. Fernschr. 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 50 Pf, Zustellgeld 5 Pf, bei Bezug durch die Post monatlich 1,91 DM einschließlich 13,35 Pf Zeitungsgebühr, zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Auslandspreis 70 Pf. Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.

— In Oesterreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany

Belgien bfr. 7.– · Dänemark dKr. 1.25 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk. 70.– · Frankreich NF –.70 · Holland hfl. –.60 · Italien Lire 100.– · Norwegen nKr. 1.25 · Oesterreich S. 4.– · Portugal Esc. 5.50 · Schweden sKr. –.90 incl. oms · Schweiz sfr. –.60 · USA $ –.25


DM 1,–
Storck
VOLLMILCH SCHOKOLADE
mit frischer Sahne
Storck VOLLMILCH MIT FRISCHER SAHNE
VOLLMILCH · SCHOKOLADE · MITZUSATZ VON FRISCHER FLÜSSIGER SAHNE
STORCK · GARANTIE
Feine Kakaobohnen aus Übersee, Sahne von frischer Vollmilch – dazu Haselnüsse oder duftender Kaffee oder sonnenreife Orangen – das gibt eine Schokolade, die auf der Zunge zerschmilzt! Das gibt Storck! Storck hat alles, was zu erlesener Schokolade gehört: die besten Zutaten, die reiche Erfahrung und – das richtige Rezept!
Nach alten Rezepten und Ihrem Geschmack
STORCK
ST 3/61

VON CEFISCHER

OSKAR'S SCHNAPSIDEEN

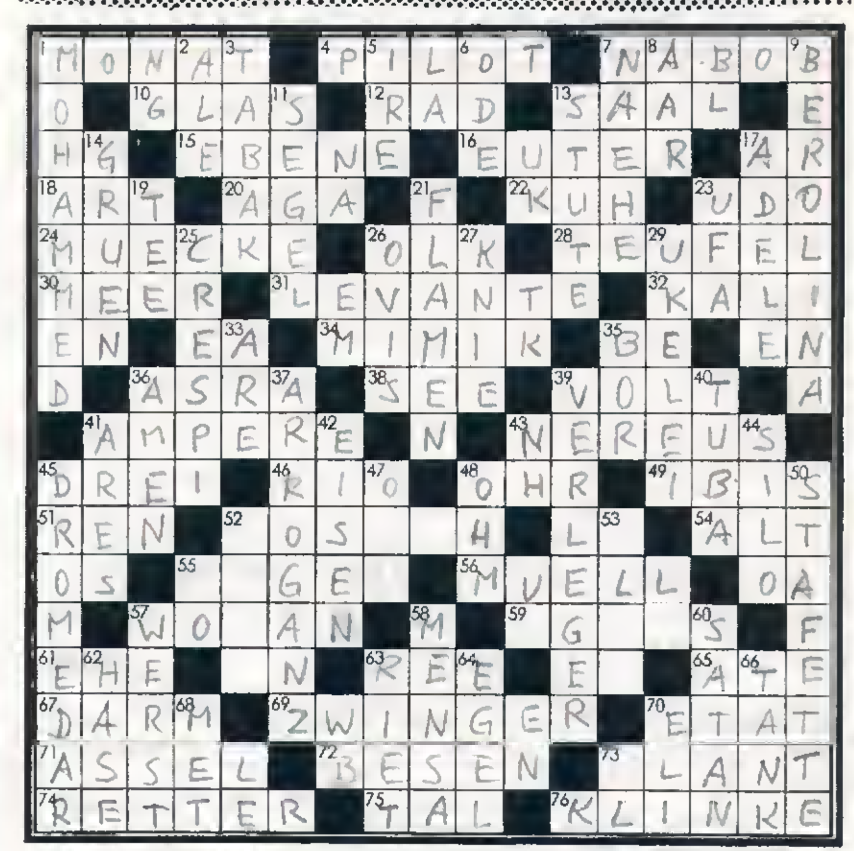
Die vergeßlichen Helden











Waagerecht: 1. Teil des Jahres, 4. Flugzeugführer, 7. Geldfürst, 10. Trinkgefäß, 12. Wagenteil, 13. Festraum, 15. Flachland, 16. tier. Organ, 18. Gattungsbegriff, 20. türk. Titel, 22. Nutztier, 23. Männername, 24. kl. stechendes Kerbtier, 26. nord. Schwimmvogel, 28. Widersacher, 30. gr. Gewässer, 31. Bez. für die Länder um das östl. Mittelmeer, 32. Düngemittel, 34. Gebärdensprache, Ausdrucksspiel, 36. südarab. Volksstamm, 38. Gewässer, 39. Einheit der elektr. Spannung, 41. franz. Physiker und Mathematiker † 1836, 43. griech. Meergott, 45. Zahlwort, 46. span.: Fluß, 48. Gehörorgan, 49. storchartiger Stelzvogel, 51. Nordlandtier, 52. männl. Bibelgestalt, 54. Singstimme, 55. Niederschlag, 56. Kehricht, 57. nord. Gott, 59. lat.: Triebkraft, wirkender Körper, 61. Lebensbund, 63. Schiffskommandowort, 65. Unheilsgöttin, 67. Körperorgan, 69. Bauwerk in Dresden, 70. Haushaltsplan, 71. Kellertier, 72. Kehrgerät, 73. Staudengattung der Kompositen, 74. Helfer, Erlöser, 75. Bergeinschnitt, 76. Türgriff.

Senkrecht: 1. Stifter des Islams, 2. Biersorte, 3. Genußmittel, 5. Westeuropäer, 6. feierliches Gedicht, 7. Distanzbegriff, 8. Wappenvogel, 9. Frauengestalt als Sinnbild Berlins, 11. Bootsteil, 13. weibl. Pferd, 14. Farbe, 17. Frauengestalt aus: „Die Fledermaus", 19. Getränk, 21. Volksteil in Belgien, 23. Stadt in Rußland, 25. mehrfach ital. Ministerpräsident † 1901, 26. Nachricht, Anzeige, 27. Teil des Beines, 29. kl. Karpfenfisch, 33. engl.: sind, 35. chem. Grundstoff, 36. Gebetsschlußwort, 37. Anmaßung, Dünkel, 39. Verlagsbuchhändler, 40. Blechblasinstrument, 41. griech. Kriegsgott, 42. Metall, 44. Getreidespeicher, 45. einhöckriges Kamel, 47. Fettart, 48. dt. Physiker † 1854, 50. Eilbote, Kurier, 52. Schmuckstein, 53. Viehfutter, 57. russ. Längenmaß, 58. Studentenspeisestätte, 60. böser Feind, 62. Nagetier, 63. Weberkamm, 64. Ringelwurm, 66. Kampfwagen, 68. Honigwein, 70. Hoherpriester.

Silbenrätsel

Aus den Silben: bi – bus – chon – cor – cou – de – den – di – du – e – ei – eu gall – gel – gno – heer – bo – hoff – hum – i – i – i – in – in – jou – ka – len – lomb ma – mann – mel – ment – mer – mon – na – nach – nai – ne – ni – ni – nie – nir no – no – non – om – on – on – pe – ra – ra – rant – re – ring – se – se – sens – ski sleip – son – sta – stra – te – ter – ti – ti – trom – ve – win – zenz – sind 27 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Wort von Bodenstedt ergeben. Ch = am Anfang zwei Buchstaben.

1. Unwissender ....
2. dt. sozialdem. Politiker† ....
3. Schlaginstrument ....
4. lat.: Unsinn ....
5. Sultansbefehl ....
6. franz. Physiker ....
7. Maler des Berliner Spießbürgertums † 1875 ....
8. letztwillige Verfügung ....
9. dt. Schlagerkomponist ....
10. Name von Lustschlössern ....
11. altperuan. Herrschergeschl. ....
12. Edelgas ....
13. Wanderhirten ....
14. Wirtschaftsgefäß ....
15. zugeteilte Menge ....
16. Körperorgan ....
17. russ. Komponist ....
18. Verkehrsmittel ....
19. ind. Dichterin, Mitarb. Gandhis ....
20. Singvogel ....
21. Muse ....
22. Prophet i. A. T. ....
23. Roß Odins ....
24. kl. Pfeffergurke ....
25. Stadt in den Niederlanden ....
26. amerikan. Erfinder† ....
27. Papstname ....

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 5 auf Seite 32

Dr. Brand gibt Rat und Antwort

Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, nimmt jede Woche in der „Frankfurter Jllustrierten" zu menschlichen Problemen Stellung. Haben Sie Fragen oder Anregungen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktion, zu Händen von Dr. Brand. Wünschen Sie Briefantwort, dann vergessen Sie das Rückporto nicht. Und bitte, geben Sie keine Postlageradresse an.

„Juristerei"

Herr W. W. (48) schreibt:

Auf den gewöhnlichen Sterblichen wirken viele Sprüche der hochwohllöblichen Dame Justitia wie das delphische Orakel: doppelsinnig, widersinnig und ohne Verstand! Wir, d. h. meine Familie und ich, sind von einem Menschen in raffiniertester Weise betrogen worden, der als Schwachsinniger — man höre und staune! — schon in einer Heilanstalt gewesen war und dem nach seinem gerissenen Betrugsmanöver, bei dem wir, d. h. meine Familie und ich, die betrogenen Dummen waren, wieder der „Jagdschein" (§ 51, Absatz II, verminderte Zurechnungsfähigkeit) zugebilligt wurde. Jetzt frage ich Sie: Gibt es ihn wirklich, den „intelligenten Schwachsinnigen", oder ist es pure Juristerei?

Dr. Brand antwortet:

Die Psychiatrie unterscheidet drei Gruppen von Schwachsinnszuständen: eine „Debilität" genannte leichte, eine „Imbezillität" genannte mittelschwere und die „Idiotie" genannte schwerste Form des Intelligenzmangels. Innerhalb dieser Gruppen gibt es fließende Übergänge — vor allem zwischen der „Debilität" und „Imbezillität". Lediglich die „Idiotie" ist als solche sofort erkennbar.

Schwachsinn in leichter Form — sagen Psychiater und Kriminologen — schließt raffiniertes Handeln nicht aus, wie folgender Fall aus der Gerichtspraxis beweist:

X., 25 Jahre alt, Analphabet, hatte den größten Teil seines Lebens im Jugendgefängnis, im Arbeitshaus und als „Schwachsinniger" in einer Heil- und Pflegeanstalt zugebracht, aus der er eines Tages entwich. Die drei Monate der wiedergewonnenen Freiheit — dann wurde er wieder erwischt und in die Anstalt zurückgebracht — wurden von X. zu fortgesetzten und raffiniert durchgeführten Betrügereien ausgenutzt. Er wanderte von Haus zu Haus, stellte sich als „reisender Uhrmacher" vor und verschwand mit den ihm gutgläubig zur Reinigung oder Reparatur übergebenen Uhren auf Nimmerwiedersehen. In Wahrheit verstand er von Uhren nichts. Es kam dem schwachsinnigen X. einzig und allein auf den Betrug und die schnellstmögliche Veräußerung der Beute an. Das Gericht stellte insgesamt 40 solcher Betrugsmanöver fest — und es billigte dem Angeklagten auch diesmal und trotz seiner Gerissenheit den § 51, Absatz 2 (verminderte Zurechnungsfähigkeit) wegen „Debilität und Willensschwäche" zu.

Mit „Juristerei" hat ein solches Urteil nichts zu tun. Das Urteil beruht lediglich auf der psychiatrischen und psychologischen Erkenntnis, daß man bei leicht Schwachsinnigen trotzdem mit einer gewissen Raffinesse, bei all ihrem Tun und Lassen zu rechnen hat.

Der dritte Mann

Fräulein Heti (22) schreibt:

War mit einem 21jährigen Herrn so gut wie verlobt. Wir wollten auch heiraten. Kürzlich sah ich im Traum den Herrn mit einem anderen Mädchen, und so kam es denn auch. Erst ließ er einige Zeit nichts von sich hören, dann überraschte ich ihn mit einer anderen in einem Tanzlokal. Selbstverständlich drehte ich ihm den Rücken zu und verließ das Lokal. Er verfolgte mich bis zur Tür und erklärte unsere Verlobung für gelöst. So trennten wir uns.

Neulich begegnete ich seiner Mutter. Sie schlug mir vor, ich sollte mit ihrem zweiten, 26jährigen Sohn gehen. Ob das einen Zweck hat? An und für sich ist der zweite Sohn nett. Aber als ich vor einem Jahr seinen Bruder kennenlernte, mit dem ich gebrochen habe, war der auch nett. Hinterher war er es nicht mehr. Er nahm sogar Geld von mir. Was halten Sie von dem Vorschlag der Mutter?

Dr. Brand antwortet:

Mein Rat: Warten Sie auf einen Dritten aus einer anderen Familie, den Sie so lieben, daß Sie ihn gegen keinen anderen Mann in der Welt umtauschen möchten! Das „Umtauschgeschäft", das sie momentan ins Auge gefaßt haben, beweist, daß Ihnen weder Nummer 1 noch Nummer 2 richtig am Herzen liegt beziehungsweise gelegen hat. Trotz Ring am Finger, den Sie ihrem Exverlobten wahrscheinlich zurückgegeben haben, blieb Ihr Herz frei — und ist es auch heute noch. Viel Glück mit dem dritten, dann hoffentlich richtigen Mann!

Vor den Toren des Lebens

Brigitte, 18 Jahre, schreibt:

Die in der Frankfurter Illustrierten Nr. 50 vom 10. Dezember 1960 zusammengefaßten Lebenserkenntnisse alter Menschen haben mich sehr interessiert. Ich habe auch mit meinen Freundinnen und Freunden, zum Teil etwas jünger oder älter als ich, darüber gesprochen. Wir fanden in den Erkenntnissen der alten Leute viel Idealismus, viel Frömmigkeit, aber auch viel Resignation. Ob wir, die wir jung sind, alle so werden?

Ich habe das Leben noch vor mir. Ich stehe noch vor dem Tor. Ich weiß noch nicht, was das Leben eigentlich ist, und darum bin ich gespannt, was es mir bringt. Ich erwarte sehr viel vom Leben, und ich bin auch auf böse Stunden und auf Enttäuschungen gefaßt. Trotzdem habe ich keine Angst vor dem Leben. Ich stelle mich ihm mit allem, was ich bin und habe, zur Verfügung, und ich bin neugierig, was mir das Leben dafür gibt. Wenn es nicht zuviel verlangt ist, möchte ich Sie bitten, auch einmal eine Umfrage bei jungen Menschen zu halten, was sie vom Leben erwarten.

Dr. Brand antwortet:

Geht in Ordnung, Fräulein Brigitte! Also — hiermit forderte ich meine jüngeren Leserinnen und Leser zur freiwilligen Mitarbeit auf. Die Frage, die zu beantworten ist, lautet: „Was erwarten Sie vom Leben?" Wie bei allen Umfragen, kann man auch in diesem Fall anonym schreiben; aber man vergesse nicht die Angabe des Alters und — falls schon berufstätig — die Angabe des Berufes. Wer anonym bleiben will, gibt am besten seinen Vornamen — Elsa, Fritz und so weiter — an. Eine Veröffentlichung der Zuschriften geschieht sowieso ohne Namensnennung. Für die Mitarbeit schon im voraus meinen besten Dank.

Frankfurter Illustrierte

Anfänger

gezeichnet von
Berthold Daneke



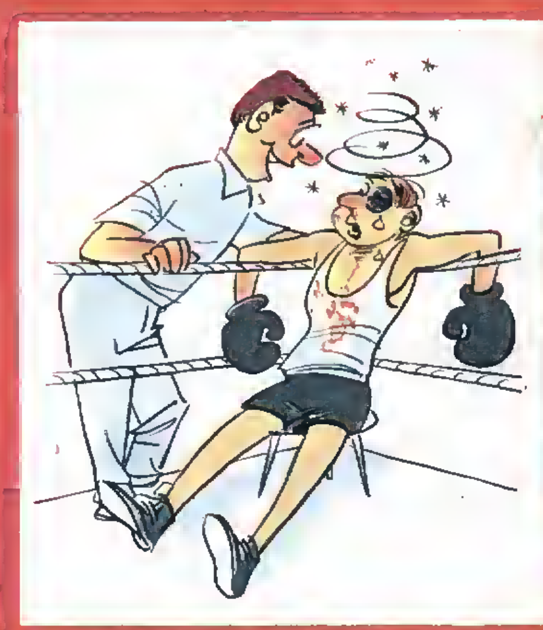
„Fünfmal haben Sie mir schon die Hand geküßt, Karl-Heinz. Jetzt müßte mal etwas anderes kommen, finden Sie nicht auch?"



„Ich fahre heute zum erstenmal ohne Fahrlehrer." – „Das trifft sich gut, ich bin gerade von der Polizeischule gekommen."



„In der nächsten Woche werde ich mit dir arbeiten. Die Nummer steht soweit, daß ich auf die Puppe verzichten kann!"



„In ein paar Jahren, wenn du erst die nötige Härte hast, spürst du das alles nicht mehr!"



„Ich habe dir gesagt, daß das mein erster selbstgebackener Kuchen ist, aber darum brauchst du noch lange nicht Hammer und Meißel zu holen!"



„Was er bei seinem Vater sieht, muß er nachmachen!"



„Wenn ich das erst ein paar Mal gemacht habe, bin ich auch nicht mehr so aufgeregt!"



„Jetzt weiß ich auch, wie ich mit dem Haushaltsgeld auskommen kann, Liebling – ich lasse einfach anschreiben!"